



Leseprobe

Vera Buck

Das Buch der vergessenen Artisten Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 752

Erscheinungstermin: 19. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die wundersame Welt des Jahrmarkts, dramatische Zeiten und eine Liebe, die auch die größte Dunkelheit erhellt ...

Ein Plädoyer wider das Vergessen und ein schillerndes, packendes Panorama der deutschen Geschichte – von den Jahrmärkten und Showbühnen Anfang des 20. Jahrhunderts bis hin zu den Kabaretts und geheimen Künstlertreffs im Berlin der Nazi-Zeit.

Deutschland, 1902. Mathis ist der dreizehnte Sohn eines Bohnenbauern, sein Leben zwischen Äckern und Feldern scheint vorherbestimmt. Erst als der Jahrmarkt im Dorf Einzug hält, bekommt Mathis eine Ahnung von der großen, weiten Welt jenseits der Hügel, die den Ort umgeben. Zusammen mit den Schaustellern begibt er sich auf eine außergewöhnliche Reise.

Berlin, 1935. Der Röntgenkünstler Mathis und seine Partnerin, die Kraftfrau Meta, leben in einer Wohnwagensiedlung am Rande der Stadt. Es sind düstere Zeiten für die Artisten: Auftrittsverbote werden verhängt, Bühnen dichtgemacht. Doch in geheimen Clubs lebt die Vergangenheit weiter. Genau wie in dem Buch, an dem Mathis schreibt – einem gefährlichen Buch, das unter keinen Umständen in die falschen Hände geraten darf ...



Autor

Vera Buck

Vera Buck, geboren 1986, studierte Journalistik in Hannover und Scriptwriting auf Hawaii. Während des Studiums verfasste sie Texte für Radio, Fernsehen und Zeitschriften, später Kurzgeschichten für Anthologien und Literaturzeitschriften. Nach Stationen an Universitäten in Frankreich, Spanien

VERA BUCK

Das Buch der vergessenen Artisten

Die Autorin

Vera Buck, geboren 1986, studierte Journalistik in Hannover und Scriptwriting auf Hawaii. Während des Studiums verfasste sie Texte für Radio, Fernsehen und Zeitschriften, später Kurzgeschichten für Anthologien und Literaturzeitschriften. Nach Stationen an Universitäten in Frankreich, Spanien und Italien lebt und arbeitet Vera Buck heute in Zürich. Ihr Debütroman »Runa« (im Taschenbuch »Runas Schweigen«) wurde für den renommierten Glauser-Preis nominiert und, wie auch der Nachfolger »Das Buch der vergessenen Artisten«, von Lesern und der Presse hoch gelobt. Ihr neuer Roman »Der Algorithmus der Menschlichkeit« ist im Frühjahr 2021 im Limes Verlag erschienen.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.instagram.com/blanvalet.verlag

Vera Buck

Das Buch der
vergessenen Artisten

Roman

blanvalet

*Du hattest recht.
Sie könnten den Leuten einen Stock mit Perücke hinstellen.
Wird trotzdem gewählt.
Als hätten wir seit der letzten Vergangenheit rein gar nichts
dazugelernt.*

Für Opa. Gegen das Vergessen.

Verschollene Generation (auch: vergessene Generation) ist die Bezeichnung für eine Gruppe deutscher Künstler, Musiker und Literaten der Jahrgänge 1890 bis 1914, die im Nazideutschland verfolgt wurden, weil sie jüdischen Glaubens waren, ihre politischen Ansichten dem Regime nicht passten oder weil sie homosexuell waren. Viele suchten ihr Heil in der Flucht, der Großteil blieb enturzelt und litt existenzielle Not. Nur wenigen gelang es, ihre Karriere fortzusetzen. Andere überlebten nicht. Sie wurden deportiert und fanden in den Konzentrationslagern den Tod.

Die Namen dieser Künstler sind heute weitgehend vergessen ...

Florian Weiland, *Die vergessene Generation*

PROLOG

Berlin, 1935

Wie eine Herde großer dösender Tiere standen die Wohnwagen auf der Hügelkuppe. Einige grüppchenweise, andere auf der Wiese verstreut. Ein disziplineloses Herumlungern, ein Vorort ohne Ordnung. In einer Zeit wie dieser war das geradezu ein politisches Manifest.

Der Fremde stieg aus dem Automobil und blickte sich auf dem ungeteerten Hügel um. Ein Windstoß fuhr in seinen Mantel und blähte ihn wie ein Segel, als er auf die Herde zuging.

Von Weitem wirkten die Wagen schläfrig. Doch tatsächlich waren da viele Augen, die den Mann kommen sahen. Sie sahen auch das Gewitter, das er mitbrachte. Als zöge der Fremde die Regenwolken an einer Leine hinter sich her. Kinder wurden beiseitegenommen, Türen und Gardinen geschlossen. Der Kettenprenger spuckte auf den Boden. Begrüßen wollte den Eindringling niemand. Und was sollte man auch sagen?

Wer in die Gerüchte eingeweiht war, der wusste, dass die gemächlichen Schritte des Mannes eine Tarnung waren. Dass er nicht da war, um spazieren zu gehen oder sich die heruntergekommene Kolonie anzusehen. Und eingeweiht war hier jeder.

Als ein Fremder im Mantel erschienen war und den Menschen Fragen gestellt hatte, als ein weiterer gekommen war und ihnen Blut abgenommen hatte und dann eines Nachts der erste Schausteller verschwunden war, da hatten die Menschen hier auf dem Hügel zu reden begonnen. Ungewöhnlich leise zu-

nächst, als könnten sie die Gerüchte noch zurücknehmen, wenn sie sie nur nicht zu laut hinausschrien. Aber die Worte waren trotzdem durch die Wohnwagenreihen gezogen, so unaufhaltsam wie die fremden Männer selbst. Da könne doch etwas nicht stimmen, hatten die zusammengewachsenen Schwestern der dicken bärtigen Zwergin zugeflüstert, und von ihnen waren die Worte weitergeweht, durch das Fenster des Ausbrecherkönigs und in dessen Ohr: Woher kamen die Männer mit ihren Mänteln? Was machten sie mit dem Blut, das sie den Menschen hier abzapften? Und wohin war der Flügelmensch Agosta so plötzlich verschwunden, und nach ihm die tätowierte Miss Ingeborg?

Beim letzten Wagen der kleinen Kolonie blieb der Fremde stehen. Die Karre war aus Holz gebaut und hatte verschieden große Fenster, die aussahen, als hätte ein verrückter Sammler sie aufgelesen und kreuz und quer in die Wände eingesetzt. Ein Schornstein thronte oben auf dem Blechdach wie eine stehen gelassene Konservendose.

Unter der Dose, auf der anderen Seite der Tür, stand der Wohnwagenbesitzer und hielt den Türknopf wie den Griff eines Degens. Seine rechte Hand hatte nur noch drei Finger, und die waren schweißnass.

Auch er hatte den Fremden kommen sehen. Nicht erst gerade, sondern schon vor Wochen, als der Albtraum begonnen hatte. Als der erste Fremde vor seinem Wohnwagen gestanden hatte, in den gleichen Mantel gehüllt wie dieser Mann hier, und es einen Streit gegeben hatte.

So ein Streit ließ sich kaum vermeiden, wenn derart verschiedene Interessen aufeinandertrafen. Wenn der eine Blut für seine »Untersuchungen zu Züchtungskreisen von Zigeunermischlingen und anderen asozialen Psychopathen« zapfen wollte. Und der andere der war, dem dieses Blut gehörte. Doch unüberlegt war es trotzdem gewesen. Es war gefährlich, sich in Zeiten wie diesen gegen die Bemäntelten zu stellen.

Zweimal klopfte der Fremde, bevor die Tür sich einen unwilligen Spaltbreit öffnete.

»Sind Sie Herr Mathis Bohnsack?« Der Fremde blinzelte durch den Spalt, einen Zettel in der Hand. Bis vor wenigen Monaten noch hätte auf dem noch gar nichts gestanden. Es hätte keinen Namen und keine Adresse gegeben, auf diesem weißen Stück Papier. Wenn der Fremde zu Mathis gewollt hätte, hätte er sich in der Kolonie durchfragen müssen. Und die Schausteller konnten verschwiegen sein.

»Sie wohnen hier mit Fräulein Meta Kirschbacher, ist das richtig?« Sein Blick glitt über den Wohnwagen. Er zog die Augenbrauen hoch. Mathis nickte, den Türknauf noch immer gegen den Besucher gerichtet.

»Mein Name ist Professor Thorak«, sagte der Fremde, als ihm auffiel, dass sein Gegenüber keinen Zettel hatte, der ihm das verraten konnte. »Ich würde gern mit Fräulein Kirschbacher sprechen.«

»Sie ist nicht hier.«

Thorak sah durch den Türspalt an Mathis vorbei. Zwischen seinen Brauen bildete sich eine misstrauische Falte. Ein berechtigter Riss in der Stirn, denn jene, die er suchte, war nur wenige Augenblicke zuvor durch das einzige Fenster gestiegen, dessen Größe ausreichte, um einer Frau wie ihr die Flucht zu erlauben.

»Wann kommt sie zurück?«

»Ich weiß nicht, das kann dauern.«

»Ich habe Zeit«, sagte Thorak, »ich werde warten.« Und damit meinte er nicht draußen auf der Wiese, über der es gerade zu regnen begann.

Thorak setzte einen Fuß auf die Stufe des Trittbretts und wippte ein paarmal, als müsste er erst überprüfen, ob diese windschiefe Karre seinem Besuch überhaupt standhalten konnte. Dann war er auch schon mit halbem Körper an Mathis vorbei und sah sich im Wagen um. Rechts unter dem Fenster stand ein kleiner Holztisch mit zwei Stühlen. Links davon be-

finden sich ein Ofen, ein Küchenregal und der Vorhang, der die Bettnische abtrennte. An der linken Wand stand ein Kleiderschrank. Wer ganz genau hinsah, dem konnte auffallen, wie ungewöhnlich wuchtig der in dem kleinen Wagen wirkte. Und dass die hinteren Bretter neuer waren als der Rest.

»Möchten Sie sich nicht setzen?« Aus seiner Kehle schabte Mathis Worte hervor und streckte sie Thorak entgegen wie eine widerwillig gereichte Hand. Er zog einen Stuhl zurück, sodass dieser mit dem Rücken zum Schrank stand, und Thorak raffte die Hosenbeine, um Platz zu nehmen.

»Möchten Sie vielleicht etwas trinken? Wasser?«

»Bitte.«

Mathis holte zwei Gläser aus dem Küchenschrank.

»Berufsunfall?«, fragte Thorak und deutete auf Mathis' Hand, als dieser die Wasserkanne hob. Verkrüppelungen lösten nach wie vor eine Faszination in Menschen aus. Davon war auch der Professor nicht ausgenommen.

»So was in der Art, ja.« Mathis stellte die Karaffe ab und steckte die Finger in die Tasche. Er setzte sich Thorak gegenüber, der eine Zigarette aus dem Mantel kramte und sie anzündete.

Sie hatten sich wenig zu sagen, und so war es gut, dass das Prasseln des Regens auf dem Wellblechdach die Stille zwischen ihnen füllte. Während der Professor rauchte und schwieg, stellte Mathis sich vor, wie der Qualm sich in dessen Körper verteilte. Wie der Brustkorb und die Lungenflügel sich ausdehnten. Wie der Rauch von oben hereinströmte und eine kleine Schneelawine in die Lunge rutschte, bevor der Qualm sich ausbreitete und langsam über die Seiten zurück zur Luftröhre schlich. Die Luftröhre war der Schornstein des Körpers.

Berufsbedingt malte Mathis sich gern aus, was sich hinter den Dingen verbarg, und seinem Gast ging es wohl ganz ähnlich, denn der hatte den Blick in den Bettvorhang der Bettnische gekrallt.

Draußen zuckte ein Blitz. Ein paar Sekunden später donnerte es. Doch es war ein Krachen innerhalb des Wohnwagens, das sie aus dem gemeinsamen Schweigen riss. Thorak wandte sich zum Schrank um, und Mathis sprang alarmiert von seinem Stuhl auf. Aber was im nächsten Moment aufflog, war nicht die Schranktür, sondern die Tür des Wohnwagens selbst. Eine völlig durchnässte Meta stolperte herein.

»Musste dieses Arschloch ausgerechnet bei dem Sauwetter ...!«

»Meta! Wir haben Besuch!«, rief Mathis. Sie blieb abrupt stehen und schluckte den Rest des Satzes herunter.

Thorak erhob sich und drückte den Scheitel über der Stelle zurecht, an der das Haar licht wurde. Auch den Sitz seiner Krawatte kontrollierte er. Als könnte seine tadellose Erscheinung den Umstand ausgleichen, dass da ein Mensch vor ihm stand, der aussah wie nach einem unfreiwilligen Bad in der Spree. Metas Hosensaum war voller Matsch, die sonst blonden Haare klebten ihr dunkel am Gesicht, und Rinnsale tropften in den Kragen ihrer Bluse. Thorak streckte die Hand aus, als bemerkte er es nicht, und Meta legte ihre nassen Finger hinein. Sie warf Mathis einen entgeisterten Blick zu.

»Meta, das ist Professor Thorak«, sagt Mathis so förmlich, als wären sie auf einer Abendveranstaltung. »Und das ist Meta Kirschbacher, meine ... Partnerin.«

Mathis hätte lieber »meine Frau« gesagt, vor allem gegenüber einem wie Thorak, der Meta mit seinen Blicken geradezu verschlang.

Meta war einen guten Kopf größer als er, hatte kräftige Arme und ein breites Kreuz, aber nicht auf eine plumpe bäuerliche Art. Es war eine gewollte Breite. Meta hatte hart dafür gearbeitet, nahezu alles heben, stemmen und zu Boden ringen zu können, das sich ihr entgegenstellte. Einen Schmächtling wie diesen Thorak konnte sie am ausgestreckten Arm über Kopf halten.

Der Professor deutete seine Verbeugung nur an, um sich

nicht noch kleiner zu machen, als er neben ihr ohnehin schon war.

»Fräulein Kirschbacher. Ich freue mich!«

Eine Lüge wäre angebracht gewesen, aber Meta sagte nichts.

»Mein Name ist Josef Thorak. Sie erinnern sich vielleicht, dass vor einigen Wochen eine ... freiwillige Blutspende in Ihrer Siedlung durchgeführt wurde.«

Meta und Mathis tauschten einen Blick.

»Ja, das ist mir in Erinnerung geblieben.«

»Ich hoffe, die Aktion hat Ihnen nicht allzu großes Unbehagen bereitet.«

»Die Schmerzen waren auszuhalten, wenn Sie das meinen.«

»Natürlich, da werden Sie ja ganz anderes gewöhnt sein, nicht wahr?« Thorak lächelte unbeholfen und tätschelte sich erneut den tadellosen Scheitel. »Nun, wie Sie sich vielleicht vorstellen können, muss das gespendete Blut natürlich überprüft werden, auf Krankheiten und so weiter. Und bei der Menge an Blutspenden, die da täglich so eingehen, sammeln die Experten aus dem Labor natürlich ganz zwangsläufig auch recht viele Informationen über die verschiedenen Bluttypen bei Zigeunern oder auch, ähm, Juden.«

Meta stand, tropfte und schwieg. Sie hatten damit gerechnet, dass irgendwann einer kommen würde.

Es war noch nicht lange her, seit das Arbeitsverbot für jüdische Artisten an die Laternenpfähle der Stadt und an die Wände des Zirkus Krone geschlagen worden war. Nur ein kleiner Punkt in einer langen Liste lächerlicher Beschränkungen, die niemand im Schaustellergewerbe befolgen konnte. Verbot artfremder Kostüme. Verbot des Auftritts von Negermischlingen und Negern. Verbot der Teilnahme von Juden an Darbietungen der deutschen Kultur. Endgültiges Verbot von »Swing-Tanz« und »Niggerjazz«.

»Nun, was ich sagen will«, fuhr Thorak fort, und jetzt, da er das schlimmste Wort hervorgewürgt hatte, ging ihm sein Anlie-

gen leichter über die Lippen, »der Leiter des Labors ist ein guter Freund von mir. Und er weiß, dass ich auf der Suche nach einem bestimmten Typus Frau bin. Er hat mir Ihre Blutergebnisse und Dokumente gegeben, Fräulein Kirschbacher, und ich muss schon sagen: Ihre arische Blutlinie! Auf dem Amt haben Sie angegeben, dass die werten Vorfahren seit Generationen aus Norddeutschland stammen, bis auf den«, er zog den inzwischen zerdrückten Zettel aus der Tasche, »Ururgroßvater, der aus Skandinavien eingewandert ist?«

Meta starrte Thorak an, bis ihr auffiel, dass sie nicken sollte. Was er in den Händen hielt, waren nichts als Lügen. Als Kleinkinder waren sie und ihr Bruder vor dem Kinderheim in Köln abgestellt worden. Der Bruder hatte in einer Art Hahnenkorb gesteckt, aus dem nur sein Kopf herausschaute, und Meta, damals vier, hatte danebengestanden, die Hand um den geflochtenen Korbhenkel gewunden, als hätte sie den Bruder ganz allein hergeschleppt. Die Eltern hatten keine Papiere dagelassen, nicht einmal einen Brief, der etwas über die Kinder verraten hätte. Der beschnittene Penis ihres Bruders war der einzige Hinweis auf Metas familiäre Herkunft gewesen. Ein Penis als Familiengeschichte. Doch den hatte Meta ganz sicher nicht erwähnt, als sie auf dem Amt gewesen war und die Angaben für ihren Pass erfunden hatte.

»Sehr schön!« Thorak machte ein Gesicht, als verkündete er die Geburt eines putzmunteren Kindes. »Ich habe Sie auf Anraten besagten Laborleiters letzten Freitag im Theater am Weinbergsweg gesehen und muss Ihnen auch dahingehend mein Kompliment aussprechen, Fräulein Kirschbacher. Ihre sportlichen Leistungen und die Beschaffenheit Ihrer Muskeln! Verzeihen Sie, dass ich da ein bisschen näher hinsehen musste. Das ist berufsbedingt, müssen Sie verstehen, ich ... Hat es gerade geklopft?«

Meta und Mathis sahen sich an. Sie hatten es beide ebenfalls gehört. Ein deutliches Pochen, das nicht zu dem Geräusch des

Regens gepasst hatte. Metas Augen flackerten für einen verräterischen Moment zum Schrank, doch Mathis drehte sich geistesgegenwärtig um und öffnete die Wohnwagentür.

»Nein, hier ist niemand.«

»Ich bin mir sicher, da hat jemand geklopft«, beharrte Thorak.

»Ich habe nichts gehört. Was wollten Sie gerade sagen?«

Thoraks Blick glitt zum Fenster, bevor er noch einmal skeptisch die Inneneinrichtung des Wagens musterte.

»Sie waren gerade bei meinen Muskeln«, erinnerte Meta ihn.

Thorak räusperte sich und nahm den Faden wieder auf, den Meta ihm entgegenhielt. »Fräulein Kirschbacher, verstehen Sie mich nicht falsch, das war als aufrichtiges Kompliment gemeint. Sie sind geradezu der Inbegriff des hellenischen Typus! Berufsbedingt habe ich schon viele muskulöse Herren gesehen, aber Sie als Frau ...«

Meta hörte dem immer gleichen Gerede um Männer- und Frauenklischees nur mit halbem Ohr zu. Ihre eigentliche Aufmerksamkeit gehörte dem Schrank. Sie konnte die Unruhe darin geradezu spüren. Eine überschäumende Nervosität, die auch sie und Mathis bespritzte.

»Nun, bevor ich mich hier noch weiter verzettele, möchte ich ganz unumwunden sprechen«, sagte Thorak, als er Metas angespannte Miene bemerkte. »Fräulein Kirschbacher, ich würde Sie gerne skulpturieren.«

Das drang nun doch zu Meta durch. Fassungslos ließ sie die verschränkten Arme sinken.

»Bitte was?«

»Mit Ihrer Erlaubnis.«

Meta blickte Mathis an. Sie hatte keine Ahnung, wovon Thorak sprach. Sie war nicht dumm, aber zur Schule gegangen war sie auch nicht, und mit Fremdwörtern kannte sie sich gar nicht aus. Als sie den Mund öffnete, hatte Mathis Angst, dass sie »skulpturieren« mit »skalpieren« verwechselt haben könnte. Das nämlich war ein Wort, das man in ihrer Branche kannte.

»Er meint, eine Skulptur machen«, sagte er schnell. Meta klappte den Mund wieder zu.

»Das sagte ich doch«, meinte Thorak.

»Eine Statue«, sagte Mathis.

Thorak warf ihm einen irritierten Blick zu. Doch jetzt verstand auch Meta.

»Von mir?«

»Von Ihnen und keiner anderen!« Stolz erklärte Thorak, dass es um einen Wettbewerb gehe, den er gewinnen wolle. Vom Führer persönlich ausgeschrieben. Wenn alles gut laufe, würde Meta pünktlich zu den Olympischen Spielen das neue Stadion schmücken.

»Vom Führer?«, echote Meta mit etwas zu viel Entsetzen in der Stimme. Das war für sie nun wirklich kein Grund für einen Freudenausbruch. »Und wenn ich nicht will?«

Thoraks Lächeln verschwand schlagartig. Verblüfft tätschelte er seinen Scheitel, und die misstrauische Falte zwischen seinen Brauen kehrte zurück.

»Warum sollten Sie nicht wollen?«

»Ja, warum solltest du nicht wollen?«, echote Mathis. Meta sah ihn an, als hätte er völlig den Verstand verloren. Als könnte er vergessen haben, dass es sich beim »Führer« noch immer um den gleichen Idioten Adolf Hitler handelte, mit dem sie und er sich damals in Wien ein Klo geteilt hatten. Sie öffnete den Mund, doch da polterte es erneut im Schrank. Ein nicht zu überhörendes Donnern schwerer Fäuste gegen Holz. Mathis und Meta schrakten zusammen. Und dann fegte Meta plötzlich schreiend die Wasserkaraffe vom Tisch. Sie krachte zu Boden und ergoss ihren Inhalt über den Teppich und Thoraks glänzende Schuhe. Der Professor sprang entsetzt zur Seite, während Meta sich gegen den Schrank warf und schluchzend das Gesicht in der Armbeuge begrub. Sie schlug mit der Faust gegen das Holz. Thorak blickte Mathis bestürzt an.

»Das ... passiert schon mal«, sagte Mathis zögerlich. »Das ist

das Temperament der Kraftfrau. Sie neigt dazu, ein wenig ... aufbrausend zu sein.«

Meta begann zu kreischen.

»Hysterisch«, korrigierte Mathis sich, »wenn Sie so wollen.«

»Aber was habe ich denn gesagt, dass ...?«

»Nichts, gar nichts!« Mathis nahm den kreidebleichen Thorak am Arm, damit er sich endlich vom Schrank abwandte. »Wie gesagt, das ist das Temperament, Herr Professor. Neulich erst hat es sie einfach so beim Wäscheaufhängen überkommen.«

»Aber will sie denn nicht ...?«

»Doch, doch. Sie will ja, sie will!«, versicherte Mathis schwitzend, während Meta mit ihrem Schreianfall fortfuhr und auf den Schrank eintrommelte wie eine Geistesgestörte. Sie konnten das Schauspiel nicht ewig durchhalten. Mathis musste sich irgendetwas einfallen lassen.

»Wie wäre es, wenn Sie uns Ihre Anschrift dalassen. Und wir melden uns bei Ihnen, sobald meine Partnerin sich ein bisschen beruhigt hat?«

Thorak war noch immer weiß im Gesicht, als er nervös eine Visitenkarte und einen Stift aus der Tasche fingerte.

»Donnerstag um vier Uhr in meinem Atelier. Ich schreibe Ihnen die Uhrzeit und meine private Telefonnummer auf. Viel länger kann ich leider nicht warten, wir müssen bald mit der Arbeit beginnen, damit ich den ersten Entwurf für den Wettbewerb ...«

»Aaaaaarrrrggh«, brüllte Meta.

Thorak blickte entsetzt von ihr zu Mathis, der die Visitenkarte entgegennahm und den Professor am Arm zur Tür führte. Mittlerweile war dieser genauso froh über seinen Abgang wie seine Gastgeber.

»Donnerstag um vier in meinem Atelier«, wiederholte Thorak, als Mathis die Tür öffnete. Er warf noch einen letzten bestürzten Blick auf Meta und verabschiedete sich mit einem Nicken.

Draußen regnete es noch immer. Mathis sah zu, wie Thorak den tadellosen Scheitel mit der Hand bedeckte, als er über die triefend nasse Wiese zurücklief. Dann schloss er die Tür. Zur Sicherheit warteten sie noch eine Weile, Meta schreiend und Mathis mit dem Türknauf in der zergliederten Hand. Sie wussten beide, wie dünn die Wohnwagenwände waren. Schließlich drehte Mathis sich um und nahm Meta in die Arme. Ihre Haare waren nass und rochen nach Regen. Sie ließen sich gegeneinandersinken, und Mathis hätte Meta gern länger so festgehalten. Vielleicht hätten sie in ein paar Minuten sogar über das Schauspiel lachen können und darüber, wie Thorak darauf hereingefallen war. Aber der Schrank erzitterte schon unter dem nächsten wütenden Schlag, und Meta schob Mathis fort. Sie öffnete die Tür, noch bevor Mathis sie bitten konnte, ihnen einen Augenblick länger Zeit zu geben.

Ernsti sprang aus dem Versteck. Er hatte ein vor Wut rot und blau verfärbtes Gesicht. Der Mund war ein schmaler Strich, das Kinn zitterte. Mathis trat einen Schritt zurück, als er die geballten Fäuste sah. Ernsti entwickelte ungeheure Kräfte, wenn es darum ging, anderen wehzutun. Vor allem, wenn es sich bei diesen anderen um Mathis handelte. Meta aber riss ihren Bruder an sich und drückte seinen Kopf beschwichtigend in ihre Halsbeuge.

»Schschschhhhh«, machte sie, doch jede Beruhigung kam zu spät. Das Gesicht an ihrem Hals vergraben, heulte Ernsti auf und schlug wild um sich. Mathis versuchte, alles, was er eben erreichen konnte, aus dem Weg zu räumen, die Gläser weg, Messer und spitze Gegenstände. Meta hielt Ernstis Kopf umklammert, sodass er sich nicht von ihr lösen konnte, als er die Fäuste schwang und schrie. Meta war stark, aber Ernsti war massig. Als er sich gegen ihren Griff stemmte, stolperte sie gegen den Tisch, der sich laut krachend verschob. Wer die Geschwister nicht kannte, der hätte meinen können, sie fochten einen Kampf auf Leben und Tod aus. Doch tatsächlich war Metas Schwitzkasten ein liebevoller.

»Bleib zurück«, rief sie, weil Mathis' Eingreifen alles nur noch schlimmer gemacht hätte. Ernsti drehte völlig durch, wenn Mathis auch nur versuchte, ihn anzufassen. Mathis stand mit verkrampftem Herzen da, während Ernstis Fäuste wieder und wieder auf Meta trafen, auf ihren Rücken, ihre Beine, ihren Kopf. Meta hatte viele Jahre ihr Geld damit verdient, sich mit Männern zu schlagen, und Mathis hatte sich daran gewöhnen müssen, ihr dabei zuzusehen, ohne sie von der Bühne zu reißen. Aber das waren keine Kämpfe wie diese gewesen. Dort im Ring hatte sie sich gewehrt und ihre Gegner mit Schlägen traktiert. Sie hätte niemandem erlaubt, mit den Fäusten auf sie einzutrommeln. So etwas durfte nur Ernsti.

»Schschschhhh«, machte Meta noch immer. Der Kopf ihres Bruders klemmte fest unter ihrer Armbeuge, als sie sich zu Boden sinken ließ. Ernstis Wutgebrüll ging in ein leiseres Heulen über. Seine Fäuste zuckten noch ein paarmal unkontrolliert durch die Luft. Doch sie trafen Meta nicht mehr so hart. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen das Tischbein und schaukelte Ernsti sanft hin und her, während er schwer atmend zur Ruhe kam.

Leise stieg Mathis über die Beine der Geschwister und ging zum offenen Schrank. Ernsti hatte alle Kleider von den Bügeln gerissen. Sie türmten sich auf dem Schrankboden. Mathis schob den wilden Haufen zur Seite. Unter einem alten Amazonenkostüm von Meta fanden seine Finger die Kerbe im Boden. Er öffnete das Geheimfach und musste zweimal nachtasten, bis er begriff, dass es leer war.

»Wo ist mein Notizbuch?« Er richtete sich auf und sah Ernsti an, der den Kopf mittlerweile auf Metas Brust gelegt hatte und sich wiegen ließ wie ein Baby.

»Wo ist das Manuskript?«

»Schscht, Mathis, er ist gerade dabei, sich zu beruhigen!«

»Wenn er irgendwas mit meinem Manuskript ...«

»Jetzt hör schon auf zu schreien«, sagte Meta, obwohl Mathis gar nicht schrie.

Mathis tauchte zurück in den Schrank, um in den Sachen zu wühlen, die Ernstis auf dem Boden verteilt hatte. Eine ausgerissene Seite fiel ihm ins Auge, und wenig später, unter einem glitzernden Büstenhalter, kam das Notizbuch zum Vorschein. Der lederne Umschlag war zerkratzt. Die Seiten darin zerfleddert. Als Mathis es aufhob, rieselte ihm das Papier in Fetzen entgegen.

»Er hat mein Manuskript zerrissen!«

Ernsti hob den Kopf. In seinem verheulten Gesicht flackerte ein Grinsen auf, eins, das nur für Mathis bestimmt war. Meta gegenüber spielte er weiter das Kleinkind und kuschelte sich wieder an ihre Brust.

»Er war wütend, weil wir ihn in den Schrank gesperrt haben.«

»Wir haben ihn in den Schrank gesperrt, weil wir ihm den Kopf retten wollten!«

»Das hat er vergessen.«

»Vergessen!« In einer Geste der Hilflosigkeit warf Mathis die Hände in die Luft und versuchte seinerseits zu vergessen, dass er sie am liebsten um Ernstis Kehle legen würde. Die Arme fielen herab wie gekappte Seile. Das zerrissene Notizbuch klatschte gegen seinen Oberschenkel.

»Ich habe so lange daran geschrieben, Meta!«

»Das weiß ich wohl«, sagte sie spitz.

Meta hatte nie ganz verstanden, warum Mathis überhaupt mit dieser Schreiberei angefangen hatte. Es gäbe so viele wichtigere Dinge zu tun – Dinge, die das direkte Überleben sicherten und nicht bloß alte Erinnerungen. Die Zeit, die Mathis an seinen Notizen gesessen hatte, hätte er, wäre es nach Meta gegangen, ebenso gut darauf verwenden können, nach neuen Engagements zu suchen. Er hätte ihr dabei helfen sollen, ihre neue Schau einzustudieren, oder sich anderweitig nützlich machen können. Zum Beispiel indem er sich bei diesem Filmregisseur aus der Schweiz meldete, der einen naturwissenschaftlichen

Lehrfilm über das Röntgen drehen wollte. Oder er hätte einfach schlafen können. Selbst das war in Metas Augen nämlich noch hilfreicher, als an einem Tisch zu sitzen und zu lesen oder zu schreiben. Beim Schlafen erholte sich der Körper wenigstens. Mathis dagegen war nach ein paar Stunden Schreibaarbeit völlig erschöpft.

Meta streichelte Ernstis Haar, das in den letzten Jahren licht geworden war, viel lichter als das von Mathis. Ernstis Körper war schneller gealtert, vielleicht zum Ausgleich dafür, dass er im Geist für immer ein Kind bleiben würde.

Mathis wandte sich ab und versuchte zu schweigen. Jedes Wort, das er jetzt sagen könnte, würde nur einen Streit heraufbeschwören. Und Ernstis war einer, der es liebte, wenn Meta und Mathis sich stritten. Er machte es sich in ihren Zankereien bequem, rutschte seinen Hintern darin zurecht wie in einem Nest und blickte selbstgefällig von einem Schreihals zum anderen. Mathis konnte seine Miene nicht ertragen, wenn er das tat.

»Er hat es bestimmt nicht extra gemacht«, sagte Meta. Von allen Dingen, die sie hätte sagen oder tun können – ausgerechnet das.

»Stimmt, er ist bestimmt nur ganz zufällig mit dem großen Zeh am Geheimfach hängen geblieben.« Mathis warf die Reste des Manuskripts hin. Sie rutschten über den Boden und blieben neben Ernstis Knien liegen. »Und dann hat er versehentlich das Notizbuch herausgeholt. Vielleicht ist er ja mit seinem geöffneten Gebiss darauf gefallen, dass es jetzt so zerfleddert aussieht, was meinst du?«

»Ich meine, dass du ungerecht bist.«

»Ich bin ungerecht?« Jetzt wurde Mathis doch laut, dabei wollte er sich beherrschen. »Du sitzt da und streichelst deinen Bruder, obwohl der gerade meine Arbeit von mehreren Monaten kaputt gemacht hat!«

»Deine Arbeit?! Was ist das für eine Arbeit, Mathis Bohnsack?«

Bringt sie uns Geld? Essen? Sorgt sie dafür, dass wir den Winter überstehen?«

»Sie sorgt dafür, dass man Menschen wie Agosta oder auch wie deinen Ernsti hier – Menschen wie uns – nicht einfach so im Nichts verschwinden lassen kann! Das sind doch unsere Freunde, die da abgeholt und vergessen werden, Meta! Ich kann nicht einfach nur zusehen und so tun, als hätte es sie nie gegeben!«

»Ernsti ist hier bei uns.« Meta schob ihre Hand auf Ernstis Ohr, damit so ein Unfug gar nicht erst zu ihm durchdrang. »Er ist weder vergessen noch verschwunden!«

»Ja, und was meinst du, wie lange wird es noch dauern, bis einer kommt, der ein bisschen mehr Grips hat als dieser Thorak? Und ihn bei uns im Schrank entdeckt? Wenn er jedes Mal so einen Aufstand macht ...«

»Das wird er nicht«, versicherte Meta, während sich Ernstis Gesicht zu genau dem Grinsen verzog, das Mathis befürchtet hatte. »Lass uns lieber froh sein, dass alles noch einmal gut ausgegangen ist. Es ist heute einfach einiges zusammengekommen. Die Enge da im Schrank, der Regen, das Gewitter ... Warum hast du diesen Künstlerkerl auch hereingelassen? Dir musste doch klar sein, dass Ernsti es nicht so lange im Schrank aushalten kann.« Metas Hand lag noch immer auf Ernstis Ohr, auf seiner Wange. Mathis' Notizbuch sah sie nicht an. Es lag neben der Pfütze wie ein gestrandetes Stück Holz. Dabei hätte es einmal ein Schiff werden sollen, das Menschen an einen Ort brachte, an dem sie sicher waren.

Mathis seufzte, trat einen Schritt vor und hob das Strandgut mit beiden Händen auf. Er legte es auf den Tisch, zusammen mit Thoraks Visitenkarte.

Prof. Josef Thorak. Bildhauer, stand in schwarzen Lettern darauf. Und darunter, sehr klein und in zittriger Schnörkelschrift, Thoraks Telefonnummer sowie die Uhrzeit, zu der Meta sich in seinem Atelier einfinden sollte. Mathis hatte ein flaes Gefühl

im Magen, als er die Karte betrachtete. Er hatte so eine Ahnung, dass Meta sich irrte. Dass sie nicht davon sprechen konnten, irgendetwas sei gut ausgegangen, ganz im Gegenteil.

Das hier war überhaupt erst der Anfang.

DER ANFANG

Elektrische Wunder

»Die Biegung des Wegs aber liegt im Schatten,
und Gott allein weiß, wo sie morgen sind,
die Schausteller, die im Dunkel der Nacht
verschwinden.«

Messen-Jaschin, Dering, Cuneo, Sidler,
Die Welt der Schausteller

ERSTES KAPITEL

Langweiler, 1902

Die Landschaft war gebrannter Zucker. Braun kandierte Felder, so weit das Auge reichte, ein gelbgoldener Wald und darüber die alles röstende Sonne. Die hatte sich ihre Strahlen für diesen Moment aufgespart. Den ganzen Sommer über hatte es geregnet, bis die Bohnen auf dem Feld ertranken. Heute aber schien sie, was das Zeug hielt.

Der fünfzehnjährige Mathis platschte durch das ausgeweidete Stoppelfeld. Seine Schuhe waren durchnässt. An seinem Hosensaum klebte Matsch, selbst oben am Knie, selbst am Hemd. Er war ein von Matsch besprenkelter Mensch, wie er da so über die Wiese lief und dem Geruch der gebrannten Mandeln folgte. Klebrig und warm und unglaublich süß hing der Duft in der Luft, so greifbar, als hätte der Wind die Kupferpfannen gleich mit den Hügel hinaufgetragen. Statt über den Zaun zu springen, hielt Mathis inne, verschnaufte und kletterte dann umständlich darüber. Ein Bein blieb fast hängen. Es war das rechte, natürlich.

Mathis wollte sich einreden, dass es nichts machte, wenn Lucas und Hans ihn zurückließen. Dass das an einem Tag wie diesem schon mal passieren konnte. Natürlich war der Jahrmarkt eine ganz spezielle Situation, und natürlich wollte niemand auch nur eine Minute verpassen, da konnten sie noch so gut befreundet sein. Alle wussten ja, dass die Gegend zurück in ihren öden Dornröschenschlaf fallen würde, wenn das Wochenende erst mal vorbei war, zurück in die Abwesenheit von jeder Landkarte.

Wie die Wagen überhaupt den Weg hierhergefunden hatten, war allen Bewohnern ein Rätsel. Ausgerechnet in dieses Dorf, in das doch sonst nichts gelangte: keine Neuerungen, keine Erfindungen, keine neuen Menschen, nichts. Alles, was die Bevölkerung produzierte und gebar, blieb, wo es hingehörte. Der Name des Dorfs war Langweiler, und man wusste schon, wieso. Aber jetzt waren da diese Wagen. Und sie hatten Dinge mitgebracht, von denen die meisten Dorfbewohner bislang nie etwas gehört hatten.

Mathis humpelte schneller, wütend über das Bein, das ihn mal wieder von allem abhalten sollte. Jeder Fünfjährige hätte ihn überholen können, doch für Mathis war dieses Tempo ein Sprint. Er bewegte sich sonst nur langsam oder gar nicht. So etwas tat er bloß für den Jahrmarkt. Auf den letzten Schritten den Hügel hinab ging ihm vollends die Puste aus. Er strauchelte und fiel und lag japsend auf dem Rücken, über ihm ein paar weiße Wattewolken und der Duft der gebrannten Mandeln. Mathis wartete darauf, dass Herz und Lunge wieder ihre normale Tätigkeit aufnehmen würden. Dann schob sich ein Kopf in sein Blickfeld.

»Alles klar bei dir, Junge?« Der Mann, der zu dem Kopf gehörte, hatte türkisfarbene Augen, war etwa zwanzig, unrasiert und trug lediglich ein Unterhemd. Die Bänder der Hose baumelten offen um seinen Schritt. Er hatte gerade gepinkelt, als er Mathis kippen sah.

»Ich bin Vincent. Komm, ich helf dir hoch.«

Mathis ergriff die feuchte Hand aus Mangel an Alternativen. Vincent riss ein wenig zu heftig an seinem Arm, als er ihm aufhalf. Mathis' Größe nach zu urteilen, hätte er eigentlich viel schwerer sein müssen. Doch durch das abgetragene Hemd sah man nicht, dass es den Rippen an Fleisch fehlte. Mathis flog ein Stück durch die Luft und fast an Vincent vorbei, der ihn im letzten Moment an der Schulter festhielt.

»Hoppla«, sagte Vincent.

»Alles in Ordnung.« Mathis klopfte sich verlegen die Hosenbeine ab. Bunte Schaubuden, Zelte, Karren und Waggonen drängten sich dort aneinander, wo sonst nur grüne Eintönigkeit herrschte. In der Mitte des Platzes standen ein hölzernes Karussell und dahinter ein Festzelt. Irgendwo schrie ein Tier, das wie ein verletzter Vogel klang. Dann klingelte hinter ihnen eine Glocke, und jemand brüllte etwas in einer fremden Sprache. Vincent zog Mathis zur Seite, damit sie einem krummen kleinen Mann und seinem Kamel Platz machten. Das Tier schaukelte so nah an Mathis vorbei, dass er nur die Hand hätte ausstrecken müssen, um das sandgelbe Fell zu berühren. Ein Kamel! Normalerweise bekam Mathis nichts als Hunde, Katzen, Ziegen und Kühe zu Gesicht. Ein Kamel kannte er nur aus dem Schulbuch. Es kam ihm vor, als wäre er in eine fremde Welt gestolpert. Als hätte ihn Vincent mit seiner feuchten Hand in eine andere Realität gezogen.

»Danke«, sagt er heiser, doch sein Retter war bereits verschwunden. Er hatte sich die Bänder der Hose zugebunden und war mit der Menschenmenge verschmolzen, die sich auf dem Platz gebildet hatte. Mathis blickte sich um.

Links hatte ein Hundedresseur eine Bühne aufgebaut. Es gab eine Bude mit der Aufschrift: »Illusionstheater. Nur hier zu sehen: die Frau ohne Unterleib!« Direkt daneben drehten Kinder an einem hölzernen Glücksrad. Und rechts kletterte ein Mann auf das Podest einer Schaubude und breitete die Arme aus, als wollte er die ganze Dorfweide umarmen.

»Meine Damen, meine Herren! Betrachten Sie Marianna, das Gorillamädchen, und Rosa Violetta, die lebende Schaufensterbüste! Sie ist eine erwachsene Frau, aber nur fünfzig Zentimeter groß! Ohne Arme und ohne Beine schreibt, malt und näht sie mit dem Mund. Sie ist reizend! Entzückend! Sie und Ihre Kinder werden sie lieben! Wir haben das Kleinste vom Kleinsten und das Größte vom Größten! Die niedlichste Weltdame Prinzessin Fou Fou, genannt die lebende Teepuppe. Und Pièche, den größ-

ten Indianerriesen der heutigen Zeit. Komplett misst er zwei Meter fünfundfünfzig, meine Damen, stellen Sie sich das nur mal vor! Der Clou der Gegenwart!«

Die Menschen auf dem Platz traten neugierig näher, und Mathis ließ sich fasziniert mitschwemmen. Er tastete nach den Münzen in seiner Hosentasche. Den Indianerriesen wollte er gern sehen, und diese Rosa Violetta interessierte ihn auch. Er konnte sich nicht vorstellen, wie so jemand aussah, ohne Arme und Beine. Und er hatte gedacht, das Schicksal hätte ihn hart getroffen.

»Mathis!«

Mathis drehte sich um. Hans bahnte sich einen Weg zu ihm. Er hatte Lucas im Schlepptau und der eine Ziege, die erschrocken meckerte, als sie mitten durch das Chaos an Hosenbeinen und Damenröcken gezogen wurde. Das Tier war dürr und krumm. Dreckklumpen hingen in seinem Fell.

»Hat er eben gewonnen«, erklärte Hans, als er Mathis' Blick sah. Lucas hielt das Ende des Stricks hoch. Er zog die störrische Ziege ein Stück weiter zu sich heran, als die ersten Jahrmärktsbesucher ins Stolpern gerieten. Die Schlinge um den Hals rutschte ihr fast über den Kopf, aber sie stemmte die astdünnen Beine in den Boden und leistete Gegenwehr.

»Glückwunsch.« Mathis schaffte es nicht, völlig überzeugend zu klingen.

»Danke«, sagte Lucas ebenso wenig enthusiastisch. »Der Hauptpreis war ein Pferd, aber das habe ich nicht bekommen.«

»Offensichtlich nicht.«

Zu dritt blickten sie auf das Tier hinunter. Die Ziege meckerte. Sie machte auch kein glücklicheres Gesicht als ihr neuer Besitzer.

»He! Ihr da!« Der Kassierer des Kuriositätenzelts wedelte verärgert mit der Hand. »Platz da, ihr steht im Weg!«

Offenbar hielt er die Jungen für herumlungernde Bauernbengel, die, statt zu zahlen, durch die Zeltnähte blinzeln wollten.

Und fast hätte er damit auch recht gehabt. Aber Mathis, Lucas und Hans hatten in Vorbereitung auf den Jahrmarkt Maulwürfe im Garten des Bürgermeisters von Langweiler gejagt und für jedes tote Tier fünfzehn Pfennige erhalten. Das machte sie zu ehrbaren Kunden.

»Wir können zahlen«, rief Mathis dem Mann zu, der gleich ein wenig freundlicher blickte. Doch als Mathis eine Münze aus seiner Tasche zog und in die Höhe hielt, riss Hans seinen Arm herunter.

»Bist du närrisch? Willst du das hart verdiente Geld etwa hier ausgeben?«

»Sie haben einen Indianerriesen und eine ...«, begann Mathis, doch Hans hatte ihn bereits am Handgelenk gepackt und zog ihn aus der Menge.

»Lass uns lieber was Spannendes machen, Mathis!«

»Was soll das heißen? Laufen bei euch die Indianerriesen auf dem Kartoffelacker rum, oder wie?«

»Wir haben was entdeckt, da werden dir die Augen ausfallen. Eine elektrische Berg-und-Tal-Bahn!« Hans leckte sich über die trockenen Lippen, an denen Mathis jetzt Spuren von etwas Rosafarbenem entdeckte. Auch oben an seinem Hemdkragen klebte ein Rest.

»Was hast du da?« Er deutete auf Hans' Lippen, der sich erschrocken mit dem Ärmel darüberfuhr.

»Ach das«, sagte er.

»Habt ihr etwa ohne mich ...?« Mathis entzog sich Hans' Griff und blieb stehen. Der Freund war verlegen.

»Tut mir echt leid, Mathis, aber du warst auf einmal nicht mehr hinter uns.«

»Ich war die ganze Zeit hinter euch. Ihr habt nur nicht darauf geachtet, wie weit!«

»Ja, vielleicht auch das. Aber es war wirklich nur eine ganz kleine Zuckerwatte. Stimmt doch, Luk?«

Lucas hatte sie eingeholt. Die widerspenstige Ziege sah mitt-

lerweile so aus, als wollte sie ihm die Hörner in die Kniekehle rammen.

»Was stimmt?«

»Ich habe Mathis gerade von der Zuckerwatte erzählt.«

»Oh ja, Mensch, die Zuckerwatte! Die war vielleicht lecker!« Lucas' Augen begannen zu leuchten. Den wütenden Blick, den Hans ihm zuwarf, bemerkte er gar nicht.

»Ist schon in Ordnung«, sagte Mathis, und es stimmte. Wenn er gekonnt hätte, wäre er auch schneller gelaufen, um Glücksräder zu drehen, Lose zu kaufen und die erste Zuckerwatte seines Lebens zu verdrücken.

»Wusste, du würdest es verstehen.« Hans klopfte ein wenig zu fest auf Mathis' Schulter, an der die Muskeln nicht wachsen wollten.

»Und jetzt?«, fragte Lucas, und die Freude darüber, dass die Antwort alles sein konnte, dass sie ausnahmsweise einmal nicht wussten, was der Tag bringen würde, stand den Freunden ins Gesicht geschrieben. Sie wollten sich nach elektrischen Wundern, nach Zwergen und kopflosen Frauen umschauen. Sie würden Zuckerwatte essen, bis ihnen die Bäuche wehtaten. Und vielleicht sogar ein Kamel reiten.

Lucas gab der Ziege einen Tritt in den Hintern, dass sie meckerte, und sie zogen los. Der Tag hatte noch Kapazitäten. An einem Tag wie diesem konnte ihnen alles begegnen.

Die Jungen wussten nicht, wo sie zuerst und zuletzt hinblicken sollten. Überall konnten sie etwas Neues sehen, schmecken oder riechen. All die spannenden Dinge, die das Leben ihnen in diesem Landstrich sonst vorenthielt, prasselten nun so dicht gedrängt auf sie ein, dass ihnen ganz schwindelig wurde. Sie hetzten von Bude zu Bude und wurden das Gefühl nicht los, trotzdem die Hälfte der Abenteuer zu verpassen.

»Ein *Unfall!*«, schrie plötzlich jemand, und die Jungen blieben atemlos stehen. Die Jahrmarktbesucher reckten die Hälse, und

die drei Freunde drängten nach vorn, bis sie einen Jungen niedergestreckt auf der Wiese liegen sahen. Er war nicht viel älter als sie selbst. Vor ihm ragte eine seltsam aussehende Maschine auf einem Holzpodest auf, und daneben stand ein reichlich nervöser Mann. Der Junge sah aus, als wäre er tot, und tat entsprechend wenig. Und doch sahen ihm so viele Menschen dabei zu, dass jeder Schaubudenbesitzer vor Neid erblasste. Da hatten sie Haarmenschen, Zwerge und Riesen aus aller Herren Länder zusammengesammelt und mühsam in dieses Provinznest gekarrt, und dann stahl ausgerechnet ein regloser Normalmensch ihnen die Schau.

Die Menge begann zu tuscheln. Wer das Glück hatte, dabei gewesen zu sein, erklärte es allen anderen bis ins Detail: »Der Junge hat die Elektrisiermaschine angefasst«, sagten sie. »Ein Stromschlag, und: BUMM!« Vielleicht war er tot? Schade für jene, die es verpasst hatten.

»Platz da! Platz da!« Ein alter Mann bahnte sich einen Weg zu dem Jungen. Er trug einen Zylinder und einen überdimensionalen Schnurrbart. An seinem Frack glänzten mehrere Orden.

»Was ist das für einer?«, fragte Hans, der neben Mathis auf den Zehenspitzen stand. Mathis überragte ihn selbst jetzt noch um einen halben Kopf.

»Keine Ahnung, vielleicht ein Arzt?«

Doch als der Mann den Kreis betrat, warf er die Arme in die Höhe und brüllte: »Na großartig!«

Das schien Mathis für einen Arzt dann doch eher untypisch.

»Vielleicht der Vater«, schlug Lucas vor.

»Glaubst du, der Junge ist tot?« Hans richtete sich noch ein bisschen höher auf und hielt sich an Mathis' Schulter fest.

»Das ist die Elektrisiermaschine. Die haben wir vorhin beim ersten Durchlaufen schon gesehen«, sagte Lucas. »Kannst du erkennen, auf welcher Zahl der Hebel steht, Mathis?«

»Der Hebel auf der Farbscheibe?«, fragte Mathis, der auf die

Entfernung keine Zahlen ausmachen konnte. »Keine Ahnung, ich sehe nur einen roten Streifen.«

»Starkstrom!«, rief Hans und geriet nun völlig aus dem Häuschen. »Mannomann! Das ist ja was! Wir haben vorhin einen gesehen, dem hat es schon bei Gelb die Fußnägel umgebogen.«

»Und der war sicher doppelt so stark wie der da.« Lucas nickte beeindruckt. Er versuchte nun ebenfalls, auf die Zehenspitzen zu steigen, musste dafür aber mehr Gewicht hochstemmen und hielt sich nicht lange oben. »Dem Jungen muss wirklich mal einer auf die Schulter klopfen. Wenn er wieder zu sich kommt ... Meint ihr, er kommt wieder zu sich?«

»Kann mich mal jemand aufklären?«, fragte Mathis.

Lucas deutete auf das Metallmonster. »Siehst du die beiden Griffe an der Seite? Da fasst man an, und dann verschiebt der Besitzer den großen goldenen Hebel, damit Strom durch einen fließt. Und zwar so lange, bis der Kunde ›Halt!‹ ruft oder sonst wie anfängt zu schreien. Man bemerkt es schon, wenn einer es nicht mehr aushält. Und dann stoppt der Besitzer den Hebel, und man kann ablesen, wie stark man ist.«

»Erinnerst du dich, wie der andere bei Gelb schon gezittert hat, Luk?« Hans griff mit den Händen in die Luft und täuschte ein Schütteln vor, als wäre er selbst gerade an den Elektrisierapparat angeschlossen. »Er konnte gar nicht loslassen! Oh Mann! Ich hätte echt gern gesehen, wie der vom Podest gefegt wurde. Der liegt ja mindestens einen Meter davon weg!«

Eine Dame drehte sich um. Sie hob die Augenbrauen, bis diese fast an die Krempe ihres riesigen Huts reichten. Ihr Blick war ein einziger Vorwurf. Und dabei hatte sie eben selbst noch mit dem gereckten Hals gewackelt, um möglichst viel von der tragischen Szene zu sehen.

Mathis ignorierte sie und betrachtete den Apparat genauer. Er wirkte geradezu stolz, wie er da auf dem Podest stand, die Griffe wie Metallarme rechts und links in die Hüften gestemmt. Ein Sieger, der sich über dem Besiegten aufbaute.

Der Alte mit dem Schnurrbart hockte sich umständlich neben den Jungen und gab ihm ein paar ordentliche Backpfeifen. Selbst der alte Bauer Hoffmann vom Äppelberg wäre bei solchen Schlägen aus seinem Alkoholkoma erwacht. Doch der Junge blieb liegen.

»Wasser!«, rief der Mann. Ein Eimer wurde herangeschleppt und über dem Reglosen ausgegossen. Es spritzte. Die Schaulustigen schrien auf und sprangen zur Seite. Schuhe wurden gehoben, und einige Damen ergriffen die Gelegenheit, sich am Arm ihrer Begleitung festzuklammern.

»Wacht er auf?«, fragte Lucas. Aber die Frau, die sie zuvor so vorwurfsvoll angesehen hatte, bewegte den Kopf nun derart hektisch vor Mathis hin und her, dass sie ihm die Sicht versperrte. Er konnte die zwei Männer nicht sehen, die sich aus der Zuschauergruppe lösten und versuchten, den Jungen aufzurichten. Doch tatsächlich wäre es wohl einfacher gewesen, einen Sack Saatgut zum Sitzen zu bringen. Immer wieder kippte der Junge nach hinten. Er machte einen jämmerlichen Eindruck mit seinen zu Berge stehenden Haaren und der nassen Kleidung.

Der Besitzer des Elektrisierapparats versuchte die Situation zu retten, indem er kräftig Applaus spendete. Doch wer auch immer zuvor bei ihm angestanden hatte, machte nun einen Schritt zur Seite und tarnte sich als einfacher Schaulustiger. Das Klatschen des Schaustellers hallte einsam über die menschenvolle Wiese.

»Ich wette, ich würde mehr Strom ertragen als ihr beide zusammen!« Hans hatte noch immer glänzende Augen.

»Da bin ich mir nicht so sicher. Wenn Mathis sein Bein dranhaltete ... Sag mal, Mathis, glaubst du, dass du den Strom überhaupt spüren würdest? Mit deinem Bein?«

»Er fasst doch mit den Händen an die Griffe, du Dummkopf. Nicht mit den Füßen!«

Mathis vermied es, sich in die Spekulationen einzumischen. Er konnte nicht glauben, dass die Freunde tatsächlich darüber

nachdachten, die Elektrisiermaschine auszuprobieren, während vorne noch Wiederbelebungsversuche am letzten Kunden veranstaltet wurden. Was für eine Verschwendung es wäre, am Jahrmarktstag bewusstlos auf der Wiese herumzuliegen!

»Ich glaube, Mathis würde als Erster wegkippen«, verkündete Hans. »Der wäre wie ein langer dünner Baum bei Gewitter. Und dann du und danach ich.«

»Ach ja? Und wer hat so einen Terz gemacht, als er letzten Monat in eine Biene getreten ist?«

»Das war eine Hornisse!«, rief Hans wütend. »Und die war echt riesig!«

»Ich glaube, der Junge kommt wieder zu sich«, sagte Mathis. Hans und Lucas verstummten. Der Junge auf der Wiese schwankte noch etwas mit dem Oberkörper, doch er saß nun, ohne wieder umzukippen, und fasste sich verwirrt an den Kopf. Der Mann mit dem Schnurrbart stand auf. Er sah nicht halb so zufrieden aus wie der Elektrisiermaschinenbesitzer, der im Hintergrund strahlte und sich verbeugte, als wäre ihm ein Kunststück gelungen.

»Ich glaub, da passiert nicht mehr viel«, sagte Mathis. »Was ist, wollt ihr den Apparat wirklich noch ausprobieren, oder ...?« Er machte eine Kopfbewegung zur Seite.

»Wir können weiter«, sagte Lucas schnell.

»Jungs!«, rief Hans. »Nun kommt schon. Seid nicht so feige!«

»Du kannst das gerne ausprobieren, Hans. Wir warten hier auf dich«, sagte Lucas. Aber natürlich wollte Hans alleine auch nicht – gegen wen sollte er dann seine Kräfte messen, maulte er, das ergäbe doch überhaupt gar keinen Sinn! Doch er maulte leiser als die Ziege und ließ sich auch weniger störrisch mitziehen, als sie ihren Rundgang fortsetzten.

Hinter den Schaubuden gab es den Viehmarkt, und von dort aus gelangten sie zur »Berg-und-Tal-Bahn«, von der Hans gesprochen hatte. Sie war ein hölzerner Aufbau mit bunten Landschaftsbildern auf dem Dach. Darunter hing ein Kronleuch-

ter, um den sich laut ratternd die Waggonen bewegten. Mathis staunte die Technik an. So viel Lärm, Leuchten und Bewegung auf einem Haufen! Hans fasste ihn an der Schulter und deutete auf einen knallrot bemalten Blechwagen, in dem drei kreischende Mädchen saßen. Die geflochtenen Zöpfe flogen ihnen um die Ohren. Jedes Mal, wenn die elektrische Bahn über den Hügel fuhr, quietschten die Mädchen laut auf und versuchten, ihre Röcke zu bändigen. Das Mädchen ganz rechts war blond und trug ein weißes Kleid mit blauem Kragen. Die anderen beiden hatten braune Locken und riesige Schleifen auf dem Kopf. Ihrer Ähnlichkeit nach zu urteilen, mussten sie Schwestern sein.

»Ein Mädel für jeden«, grinste Hans und drückte Mathis' Schulter. Lucas war nicht mehr neben ihnen. Er kämpfte mit seiner Ziege, die offensichtlich nicht vorhatte, sich weiter von Attraktion zu Attraktion zerren zu lassen. In der Mitte des Wegs hatte sie sich aufgestellt und stemmte die Beine in den Boden.

»Wie gefällt dir eine von den beiden Braunhaarigen?«

An der Art, wie Hans fragte, erkannte Mathis, dass sein Freund sich die Blonde ausgesucht hatte.

»Ja, ganz nett«, sagte Mathis. Er blickte sich nach Lucas um. Der schob die Ziege jetzt von hinten an und sah ziemlich lächerlich dabei aus. Einige Jahrmarktbesucher blieben stehen und sahen amüsiert zu.

»Welche?«, fragte Hans.

»Was?«

»Welches Mädchen, Mathis?«

»Ja – die mit den braunen Haaren.«

»Alle beide?«

»Du, ich glaub, Lucas kommt mit seiner Ziege nicht zurecht.«

»Jetzt lass doch mal den Lucas. Guck mal, die Bahn stoppt!« Hans' Hand schob sich von Mathis' Schulter zu seinem Kopf und drehte ihn in die gewünschte Richtung. Die Bremsen der Berg-und-Tal-Bahn quietschten, als die Waggonen zum Stehen

kamen. Berauscht von der Fahrt, standen die Mädchen auf. Sie griffen sich kichernd an den Händen und hoben die Röcke an, um sich gegenseitig über den Blechrand zu helfen. Die Geschwindigkeit und das ständige Kreisfahren hatten sie schwindelig gemacht. Kichernd und torkelnd stolperten sie die Treppe hinunter. In ihrer Bewegung erinnerten sie Mathis an gaukelnde Schmetterlinge.

»Los! Lad sie auf eine weitere Fahrt ein!«

»Ich?«, fragte Mathis. »Wieso ich? Du hast sie doch entdeckt!«

»Aber du bist der mit den vielen Cousinen in der Familie!

Wie viele hast du noch mal? Acht?«

»Drei.«

»Siehst du.«

»Was sehe ich?«

»Das heißt, du weißt, wie man mit Mädchen redet.«

»Das heißt überhaupt nichts! Wir haben auch eine Kuh im Stall, und ich kann trotzdem nicht melken.«

»Wer hat denn von Melken geredet? Du sollst sie doch bloß ansprechen.«

»Außerdem habe ich meine Cousinen das letzte Mal zum Erntedankfest gesehen.«

»Jetzt mach schon, Mathis, bevor sie weg sind!« Hans gab ihm einen Schubs nach vorn. Die Mädchen hatten sie bereits entdeckt. Wie auch nicht – auffällig genug hatten sie sich ja benommen. Blitzschnell steckten sie die schleifengekrönten Köpfe zusammen und bildeten eine Mauer, die Mathis für jeden Angriff undurchdringlich erschien. Fragend blickte er sich zu Hans um. Lucas schleppte von hinten seine Ziege heran. Er trug sie nun in den Armen, wo sie verstört hing und zum Boden schielte. Am liebsten hätte Mathis in ihr widerwilliges Meckern eingestimmt. Aber Hans machte eine ungeduldige Handbewegung und forderte ihn auf weiterzugehen. Also trat er zwei Schritte vor. Die Hände vor den kichernden Mündern, drehten sich die Mädchen verstohlen um.

»Ähm«, machte Mathis. Er stand nun so dicht vor ihnen, dass Schweigen keine Option mehr war. »Hallo.«

Ihr Kichern verunsicherte ihn.

»Mein Freund da drüben lässt fragen, ob ihr mit der elektrischen Bahn fahren wollt.«

Hinter vorgehaltener Hand prusteten die Mädchen los. Einer der beiden Braunhaarigen rutschte vor lauter Lachen sogar die Schleife vom Kopf. Und noch immer drehten sie Mathis den Rücken zu.

»Was denn?«, fragte er verärgert, und daraufhin unterbrach zumindest die Blonde ihr Gegacker. Sie drehte sich um.

»Warum kommt dein Freund nicht selbst, um uns zu fragen?«

»Er ... ist ein bisschen schüchtern«, log Mathis.

»Welcher ist es denn? Der mit der Ziege oder der andere?«

»Der andere.«

Neugierig blickten alle drei zu Hans, der dümmlich grinste und die Arme vor der Brust verschränkte.

»Der sieht aber gar nicht so schüchtern aus«, bemerkte die Blonde, und hatte damit wohl recht. Doch welche andere Begründung konnte Mathis schon geben? Die Sache mit den Kühen und Cousinen könnte leicht missverstanden werden.

»Was ist mit deinem Bein?«, fragte die Blonde.

»Wieso? Was soll damit sein?« Mathis zog das rechte Bein unter den Körper, damit es so dastand wie das andere.

»Wir haben dich humpeln sehen.«

»Kann sein.« Mathis zuckte die Schultern. Mit vier Jahren hatte ihn eine Kinderlähmung ans Bett gebunden, von der sich sein rechtes Bein nie ganz erholt hatte. Wenn er die Hose auszog, sah man, dass es krumm und dünn war. Das Knie bog sich nach hinten, als hätte jemand das Bein in seine Einzelteile zerlegt und verkehrt wieder zusammengesteckt. Es hinderte Mathis am Rennen. Es hinderte ihn am Arbeiten auf dem Feld. Und er war sich ganz sicher, dass es ihn auch daran hindern

würde, ein Mädchen zu finden, das ihn mochte. Aber wenn er eine Hose trug, die weit genug war, und so dastand wie jetzt, dann fiel das krumme Bein kaum auf.

»Ihr müsst auch nicht mit uns fahren, wenn ihr nicht wollt.«

»Haben wir ja gar nicht gesagt, dass wir nicht wollen«, meinte die Blonde.

»Haben wir nicht gesagt«, bestätigten die beiden Braunhaarigen, als hätten sie den Satz im Chor einstudiert. Und dann kicherten sie wieder. Mathis verdrehte die Augen. Dann das Geld doch lieber für die Elektrisiermaschine ausgeben, dachte er.

»Neben wem möchtest du denn sitzen?«, fragte die Blonde. Sie legte eine Hand in die Hüfte, als sie das fragte, und blickte Mathis auf eine Art an, die seine Ohren ganz warm werden ließ.

»Ähm«, machte er. Er wusste schon, mit wem er am liebsten fahren wollte, aber er wusste auch, dass er mit Hans etwas anderes abgesprochen hatte. Deshalb hob er den Finger und deutete wahllos auf eine der beiden Braunhaarigen. »Mit ... äh, der da.«

Die Blonde machte ein enttäushtes Gesicht, und die beiden anderen gaben einen mitfühlenden Laut von sich, der Mathis verwirrte. Er hatte nicht gewusst, dass es auf die Frage eine falsche Antwort gab.

»Also gut, ihr dürft uns einladen.« Die Blonde warf die Haare zurück und blickte diesmal demonstrativ an Mathis vorbei. Er verknipte sich ein Danke und knibbelte an dem Geldstück in seiner Tasche.

Tatsächlich hätten sie das Geld besser in eins der Panoptiken investieren sollen. Das wurde Mathis umso klarer, als die Freunde an der Kasse standen und die Mädchen schon wieder grundlos kicherten. Aber Lucas und Hans interessierten sich nun mal mehr für diese Gänse als für naturwissenschaftliche Wunder. Deshalb gab Mathis sich größte Mühe, es ebenfalls zu tun.

»Wie heißt ihr eigentlich?«, fragte er. Und als er ihre Antwort

hörte (Emma, Erna und Elsa), musste er wieder an die Sache mit den Kühen und dem Melken denken.

»Mathis, wir brauchen deinen Kreuzer!«

Schweren Herzens warf Mathis die Münze in die Metallschale des Kassierhäuschens. Damit wären sie jetzt wieder mittellos, seufzte er. Morgen würden sie durch die Zeltnähte blinzeln müssen, wenn nicht Lucas seinen Vater noch überreden konnte, ein paar Münzen beizusteuern. Lucas' Vater hatte das beste Kartoffelfeld in der Gegend, und niemand wusste, warum es jedes Jahr fast doppelt so viel Ernte abwarf wie die umliegenden Felder. »Der Fromm hat wieder seine Goldtoffel geerntet«, sagten die Leute immer. Und nicht wenige Neider hatten auch schon heimlich nachgeschaut, nachts, wenn nur die Eulen und Katzen sie sahen. Sie hatten sich zum Feld geschlichen und die eine oder andere von Bauer Fromms Kartoffeln ausgegraben, um zu sehen, ob sie wirklich aus Gold waren.

Aber Lucas war nicht sehr gut darin, seinen Vater zu überreden. Und die Väter von Hans und Mathis hatten keine Kartoffeln aus Gold. So waren die Privilegien und Talente etwas unpraktisch verteilt.

Mathis wusste nicht mehr, auf welche der beiden Braunhaarigen er gezeigt hatte, und war froh, dass sie sich zumindest selbst auseinanderhalten konnten. Eine von ihnen stieg zu ihm in den Wagen. Es war das Mädchen mit der verrutschten Schleife, doch Mathis würde sich ein unveränderliches Kennzeichen suchen müssen, wenn er peinliche Verwechslungsszenen vermeiden wollte.

»Seid ihr Zwillinge, du und sie?« Er deutete auf die zweite Braunhaarige, Erna oder Emma, die vor ihnen gerade in den Wagen neben Lucas kletterte. Seine Sitznachbarin lachte zur Antwort.

»Was ist so komisch?«, fragte Mathis, und als sie nur noch mehr lachte, wandte er sich ab und blickte in eine andere Richtung.

Gegenüber der Bahn verkaufte ein Mann Luftballons. Dahinter stand ein kleines Podest mit einem Holzgestell und einem Vorhang, der auf einer Seite aufgezogen war. Und dann sah Mathis es: In der Kabine bewegte sich ein Skelett.

Ihm klappte der Mund auf, und ein Ton entwich ihm, so schnell, als hätte er schon heimlich in der Kehle gelauert. Nein, er hatte richtig gesehen! Das Skelett war da, und es hob den Arm. Es winkte in genau dem Moment, als die elektrische Bahn sich mit einem Ruck in Bewegung setzte. Sie fuhren los, und er verlor das Skelett aus dem Blick. Mathis brach der Schweiß aus. Man musste nicht abergläubisch sein, um es für ein schlechtes Zeichen zu halten, wenn der Tod einem schon mal freundlich mit der knöchernen Hand zuwinkte.

Er drehte sich zu Hans um, der im Wagen hinter ihm saß, die linke Hand auf der Lehne und wohl in der Hoffnung, dass die blonde Elsa ihm geradewegs in den Arm rutschen würde, sobald die elektrische Raupe Fahrt aufnahm.

»Ein Skelett«, rief Mathis, »ich habe ein Skelett gesehen!«

»Ein Skelett?«, echote Hans in einem Ton, als hätte Mathis den Verstand verloren. Und dabei hatte der noch nicht einmal erwähnt, dass es auch noch gewinkt hatte.

»Es ist da hinter dem Luftballonmann verschwunden, aber vielleicht kommt es zurück! Schau nach links, wenn wir gleich wieder vorbeikommen!«

Doch als sie die Runde gemacht hatten, fuhr die Raupe bereits zu schnell. Die Außenwelt bestand nur noch aus zusammengeschmolzenen Menschen, Schaustellern und Buden. Mathis versuchte, einen Punkt mit den Augen zu fixieren, er versuchte, die Stelle mit dem Skelett auszumachen. Angestrengt starrte er aus dem Wagen.

»Was machst du da, Mensch, entspann dich und genieß die Fahrt!«, brüllte Hans ihm in den Nacken.

»Ich bin mir ganz sicher, es war da!«, rief er zurück.

»Was sucht ihr?« Lucas drehte sich im Wagen um.

»Mathis will einen Toten gesehen haben.«

»Keinen Toten, ein Skelett«, korrigierte Mathis, als wäre das etwas Grundverschiedenes. Er musste jetzt schreien, weil das Mädchen neben Lucas laut zu kreischen begonnen hatte und weil die mit der verrutschten Schleife aus vollem Hals lachte, als hätte sie nicht mehr alle Tassen im Schrank. »Ich zeige es euch, wenn wir anhalten.«

»Was hast du gesagt?«

»Ich zeige es euch, wenn wir anhalten!«

Mathis sprang aus dem Wagen, noch bevor dieser vollständig zum Stehen kam. Ihm war schwindelig, und er fühlte sich wie eine schwankende Kompassnadel, als er sich zu der Stelle ausrichtete, wo er das hölzerne Podest gesehen hatte. Da war es! Doch der Vorhang der Kabine war jetzt zugezogen. Von einem Skelett war nichts zu sehen. Er stolperte die Treppenstufen der elektrischen Raupe hinunter.

»Mathis!«, rief Hans hinter ihm her, doch er drehte sich nicht um.

»Mathis!«

Da stand ein Mann neben dem Podest und bückte sich in eine Kiste.

»Entschuldigen Sie, mein Herr!« Mathis keuchte und griff sich an den Hals, als könnte die Hand ihm beim Atmen helfen. Der Mann drehte sich um. Es war derjenige mit dem Schnurrbart, den sie bei der Elektrisiermaschine gesehen hatten.

»Sie!«, rief Mathis überrascht.

»Ich?« Der Mann zog die Augenbrauen bis zum Zylinder hoch. Sein Schnurrbart war wirklich beeindruckend. Wuchtig thronte er in dem runzligen Gesicht. Mathis hätte Lust gehabt, an ihm zu ziehen, um zu sehen, ob er angeklebt war. Jetzt, aus der Nähe betrachtet, fiel ihm auf, dass auch Ohren und Nase des Alten groß waren, überproportional im Vergleich zu seinem schmalen Gesicht. Als gehörten die Gesichtszüge einem

viel größeren Mann, dessen Schädel im Alter geschrumpft war.

»Sie waren vorhin bei dem Jungen, der bei der Elektrisiermaschine umgefallen ist.«

Die langhaarigen Brauen rutschten wieder nach unten und hingen jetzt grimmig über den Augen.

»Was willst du, Junge? Hat der Arzt dich geschickt?«

»Der Arzt? Nein! Ich weiß nichts von einem Arzt. Ich habe hier etwas gesehen ...« Mathis wurde vorsichtig. Er wusste nicht, ob er dem Mann von dem Skelett erzählen sollte. Erwachsene sahen solche Dinge nicht mehr, sie verschwanden irgendwann aus ihrer Welt. Und eigentlich war auch Mathis schon zu alt, um sie zu sehen, immerhin war er fünfzehn. Der Mann blickte ihn aufmerksam an.

»Etwas gesehen?«, fragte er. »Was gesehen?«

Doch Mathis kam nicht mehr zu einer Antwort. Lucas, Hans und die drei Mädchen erreichten den Wohnwagen.

»Na, wo ist es, dein Skelett?« Hans gab ihm einen Knuff in den Oberarm, und Mathis schlug die Augen nieder.

»Ich habe es hier gesehen«, sagte er. Hans lachte. Doch zu seiner Überraschung trat der Mann mit dem Schnurrbart an seine Seite und legte ihm eine Hand auf die Schulter, die aussah, als wäre sie hundert Jahre alt.

»Natürlich hat euer Freund das«, sagte er. »Das Skelett war mein Kunde.«

ZWEITES KAPITEL

Berlin, 1935

Mathis und Meta waren sich im Grunde einig. Dieser Thorak war ein Trottel, und niemals würden sie freiwillig etwas zu einem Geschenk für Hitler beitragen. Nur war Mathis, wie so oft, der Umsichtigere von beiden und wusste, dass »freiwillig« derzeit ein Wort mit wenig Bedeutung war.

»Wir sind schon einmal negativ aufgefallen«, sagte er. »Was, wenn jemand auf die Idee kommt, wir hätten was gegen die Regierung?«

Meta zog nur die Augenbrauen hoch. Sie war genervt, dass Mathis das Thema schon wieder ansprechen musste.

»Dieser Thorak ist doch nur ein Künstler«, sagte sie. »Es ist ja nicht gerade so, als hätte uns Gobbel einen Besuch abgestattet.«

»Goebbels«, sagte Mathis.

»Du weißt, wen ich meine.«

Sie nahm ein Messer und stellte sich neben Mathis, der am Küchentisch Mettwurst schnitt. Vor ihnen saß Ernsti und baute sein vielleicht hundertfünfzigstes Kartenhaus.

»Gibst du mir mal das Brot?«, fragte sie Mathis, und er reichte es ihr.

»Ich habe ja nur Sorge, dass Thorak uns in den falschen Kreisen ankreiden könnte«, sagte er. »Eine Hausdurchsuchung wollen wir mit Ernsti sicher nicht riskieren.«

Mathis deutete mit dem Messer in die Richtung von Metas Bruder. In dem Versuch, dem Kartenhaus so nah wie möglich

zu kommen, hatte sich Ernstis Hintern vom Stuhl gelöst, sein Bauch hing halb auf dem Küchentisch. Ein Stück Zunge schaute aus seinem Mundwinkel hervor, als er die nächsten Karten auf dem Turm platzierte.

»Er hat aber gesagt, die Statue ist für Adolf«, beharrte Meta. Die Brotkanten, die sie schnitt, waren dick wie Holzscheite, und Mathis passte die Stärke der nächsten Wurstscheiben schnell ihrem Appetit an. Sie hatte heute fünf Stunden lang für ihre Schau im Tingel-Tangel trainiert. Da musste er ihr nicht mit einem Hauch Wurst auf der Brotschnitte kommen.

»Was meinst du wohl, wie doof der aus der Wäsche gucken würde, wenn plötzlich seine ehemalige Nachbarin in Stein vor ihm stünde?«

»Es ist fast dreißig Jahre her, Meta. Ich glaube kaum, dass er sich an dich erinnert.«

»Nun, ich erinnere mich gut an ihn.« Sie stach ihr Brotmesser heftig in eine Scheibe Wurst und ließ sie in ihrem Mund verschwinden. Dann säbelte sie kauend weiter.

»Und ich frage mich immer noch, wie der es plötzlich zum Politiker gebracht hat. Aber mal ganz abgesehen davon, muss ich morgen dieser dämlichen Damenpyramide auf Carows Bühne helfen. Und abends ins Tingel-Tangel für meine Generalprobe. Wann soll ich dazwischen bitte schön noch Modell für irgend so einen Künstlerheini spielen?«

»Dann lass uns hoffen, dass er nur irgend so ein Künstlerheini ist«, seufzte Mathis.

Ein Schrei ließ sie beide zusammenfahren, und im nächsten Moment landete eine Karte auf dem Wurststeller. Ernsti fegte die Trümmer des eingestürzten Kartenhauses vom Tisch. Er brüllte vor Wut, schaufelte mit beiden Händen in den Karten herum und warf sie durch die Gegend. Er war so aufgebracht, dass er nicht mal eine einzige zu fassen bekam. Meta und Mathis sahen ihm stumm zu. Außer zu warten, bis der Wutanfall abebbte, konnten sie nichts tun. Danach würde Meta Ernsti hel-

fen, die Karten aufzusammeln, damit er ein neues Haus bauen konnte.

»Du hättest ihm wenigstens eine Nachricht zukommen lassen sollen«, sagte Mathis über Ernstis Geschrei hinweg. »Immerhin ist heute schon Mittwoch. Morgen erwartet Thorak dich in seinem Atelier.«

»Ich habe ihn angerufen. Heute zwischen den Proben im Tingel-Tangel. Er wird nicht wieder herkommen.«

Mathis sah sie überrascht an.

»Und was hast du ihm gesagt?«

Ernsti warf sich mit vollem Gewicht zurück auf den Stuhl, vergrub den Kopf in den Händen und wiegte sich wimmernd hin und her.

»Dass ich gerade kein Engagement als Statue annehmen kann, weil ich eine Verpflichtung im Tingel-Tangel habe. Und dass wir ohnehin sehr bald fortziehen werden ...«

»Fortziehen«, sagte Mathis, »nach Amerika?«

»Wäre das etwa so unrealistisch? Dass ich dort ein Angebot bekäme?«

Ernsti setzte zu einem letzten Wutheulen an. Mathis sagte nichts. Das Thema Amerika war ein heikles. Meta durfte es anschnitten, wann immer sie wollte, ihre Vorstellung von dem Land und ihrem Leben darin ausleuchten. Doch sobald Mathis nur einmal das Wort Amerika in den Mund nahm, reagierte sie so patzig, als hätte er etwas berührt, das nur ihr gehörte.

»Wie hat Thorak reagiert?«, fragte er stattdessen.

»Er hat gesagt, dass er es bedauert. Und dass er hofft, ich überlege es mir noch mal.« Meta schnaubte, und dann schwiegen sie eine Weile, umzingelt vom Chaos der Karten.

»Ich glaube, Ernsti ist fertig«, sagte Mathis schließlich.

Meta stellte den Teller beiseite und bückte sich, um mit dem Aufräumen zu beginnen. Mathis klaubte die Karte zwischen den Wurstscheiben hervor. Einer plötzlichen Eingebung folgend, dachte er: Wenn es die Piksieben ist, dann werde ich

morgen versuchen, das Notizbuch zu reparieren. Er drehte die Karte um. Es war der Herzbube. Mit dem Gesicht voran lag er in der Mettwurst.

Mathis hatte den Vorhang nur einen Spaltbreit aufgezogen, um Meta nicht zu wecken. Darum fiel lediglich ein schmaler Streifen Morgenlicht in den ansonsten dunklen Wagen. Eine Szene wie mit Kohle gezeichnet. Sie hatte etwas Heimlichtuerisches. Und tatsächlich fühlte Mathis sich wie ein ungezogenes Kind, als er versuchte, die zerfledderten Teile des Notizbuchs leise wieder zusammensetzen.

Meta würde ihn einen Starrkopf nennen. Sie würde ihm vorwerfen, Schlaf für etwas zu opfern, das weder Geld noch Essen ins Haus brachte. Aber geschlafen hatte Mathis schon Stunden zuvor nicht mehr. Er hatte im Bett gelegen und in seine Hand hineingehorcht. Wenn sie so schmerzte wie jetzt, dann stand bald die nächste Amputation eines Fingers an. Sofern Mathis denn den Arzt bezahlen konnte.

Eine gesetzliche Krankenversicherung gab es theoretisch zwar schon seit Bismarck. Doch besonders viele Anmeldungen hatte es nie gegeben. Die wenigsten Arbeiter hatten einen Arbeitgeber, der auch bereit war, in die Kasse einzuzahlen.

Von der Strahlenkrankheit betroffen war bislang nur Mathis' rechte Hand. Es war die, mit der er früher beim Röntgen die Gegenstände hinter den Schirm gehalten hatte und von der jetzt nur noch Daumen, Zeige- und Ringfinger übrig waren. Wenn auch die entfernt würden, wäre die Hand wie eine Otterpfote. Die Vorstellung ängstigte ihn. Otter konnten nicht schreiben. Sie konnten keine Stifte halten. Selbst im Zirkus konnten sie nur in die unförmigen Hände klatschen, um die Menschen zu unterhalten.

Aber Mathis wollte nicht unterhalten. Er wollte helfen. Und außer dem Bewahren von Erinnerungen fiel ihm nichts ein, das einer wie er gegen die Nazis einzusetzen hätte.

Er hatte sich also aus dem Bett geschlichen und die Reste zusammengesucht, die von seinem Notizbuch noch übrig waren. Weder eine Meta noch ein Herzbube in der Mettwurst würden ihm sagen, was er zu tun oder zu lassen hatte.

Das Morgenlicht fiel auf Mathis' Kopf, als wollte es ihn segnen. Die Tischplatte war übersät mit einzelnen Zettelstückchen, die er in keinen Zusammenhang mehr bringen konnte. Hier und da hatte Ernsti die Seiten nur in zwei Hälften gerissen. Aber anderswo fehlten ganze Wörter und Ecken. In der Zerstörung von Dingen war Ernsti erschreckend sorgfältig.

Vor dem Fenster drehte ein Singvogel durch. Mathis erstarrte, als Meta sich mit einem Seufzen im Bett umdrehte. Doch sie wachte nicht auf. Er schob die Schnipsel zu einem Haufen zusammen. Es hatte keinen Zweck – flicken ließ sich das Buch nicht mehr. Aber neu schreiben konnte er es. Und diesmal wollte er gründlicher sein, in der Wahl der Worte ebenso wie in der Wahl eines Verstecks vor Ernsti. Vorausgesetzt natürlich, ihm blieb die Zeit dazu.

Er besah seine rechte Hand im Morgenlicht. Selbst so sanft, wie die Sonne jetzt schien, brannte sie noch an den Stellen, an denen die Haut abgefallen war. Die verbliebenen Finger waren rot und schwarz gefleckt.

»Was machst du da?« Metas Stimme kroch schläfrig aus der Bettnische. Mathis' rechte Hand verschwand unter dem Tisch wie ein verbotener Brief.

»Ich konnte nicht mehr schlafen.«

»Willst du nicht zurück ins Bett kommen?«

Meta streckte den linken Arm nach ihm aus, und Mathis stellte sich vor, wie gemütlich es neben ihr unter der Decke wäre. Kurz nach dem Aufwachen strahlte Metas Körper eine Wärme und Weichheit aus, die alles übertraf, was er kannte. Doch dann fiel sein Blick auf Ernsti, der Metas rechten Arm für sich beanspruchte.

Ernsti hatte seinen eigenen Wagen nebenan, aber seit die ers-

ten Artisten nachts abgeholt worden waren, schlief er bei Mathis und Meta in der Bettnische: Ernsti ganz links am Rand, Mathis ganz rechts und Meta in der Mitte. Eine andere Kombination wäre nicht denkbar.

Mathis und Meta hatten schon auf schmaleren Pritschen gelegen. Aber es gab einen Unterschied zwischen schmalen Betten und Betten, die zu schmal waren, weil eine dritte Person darin lag. Zudem machte Ernsti sich breit. Er schlief wie ein Embryo, das Gesicht zu Meta gewandt und die Beine vor den dicken Bauch gezogen. Einen Arm legte er über seine Schwester, um seinen Besitz zu markieren. Auch darum war Mathis morgens der Erste, der das Bett verließ.

»Solltest du nicht lieber aufstehen?« Mathis wandte sich ab, er knüllte die ausgerissenen Seiten zu einem großen Knäuel zusammen. »Immerhin hast du einen Termin auf der Lachbühne.«

»Ich weiß«, gähnte Meta.

»Ich komme mit dir.«

»Wirklich? Warum?«

»Ich muss in der Stadt noch ein neues Notizbuch kaufen, und dann werde ich sehen, ob ich mit Carow oder ein paar von diesen Pyramidendamen sprechen kann.«

Meta schieg zur Antwort. Mathis stand vom Stuhl auf und goss Wasser in zwei Gläser. Sie zog den rechten Arm vorsichtig unter Ernsti hervor und setzte sich auf. Ihre Haare waren wirr. Im Gesicht hatte sie einen Kissenabdruck, auf der linken Seite. Sie hatte mit dem Gesicht in Mathis' Richtung geschlafen. Immerhin das.

»Du willst es noch einmal schreiben«, stellte sie fest, ohne nach dem Glas zu greifen, das Mathis ihr reichte.

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf und blickte fort. Mathis konnte es nicht ändern. Er hatte Meta vor vielen Jahren das Lesen beigebracht, aber das hatte sie nicht zur Leserin gemacht. Sie verstand nicht, warum man manche Geschichten festhalten musste,

bevor sie einem durch die Finger rannen. Sie verstand nicht, wie Papier und Tinte Menschen vor dem Aussterben retten konnten.

»Und von welchem Geld willst du ein neues Notizbuch bezahlen?« Jede Wärme war aus ihrer Stimme gewichen. Sie schob beide Arme zurück unter die Decke, aber Mathis konnte sich vorstellen, dass es auch dort inzwischen eisig geworden war. Er stellte das Glas auf den Tisch, verließ den Wohnwagen und schlug die Tür hinter sich zu.

Draußen tobte der Frühling.

Erich Carows Lachbühne war ein großer unterirdischer Tunnelraum, in dem es immer noch nach den alten Bierfässern roch, die früher hier gelagert worden waren. Wenn abends die Vorstellungen begannen, war die Bühne in der Mitte dramatisch ausgeleuchtet, und der Zuschauerraum versank im schummrigen Licht. Jetzt aber war die Deckenbeleuchtung lieblos aufgedreht. Sie machte das Alter des Raums so sichtbar, als schaute ein faltiges Gesicht in einen zu grell beleuchteten Spiegel.

Carow hatte den Keller erst vor Kurzem für sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum saniert. Doch viel zu sehen war von diesen Arbeiten nicht mehr. Die rote Farbe der Holzsäulen war von Rissen durchzogen. Die Samtvorhänge waren staubig und der Boden voller Flecken. Wild über die Stühle verteilt lagen Kostüme und Tischdecken, und Mathis trat versehentlich gegen eine leere Flasche, als er durch die Reihen nach vorn ging. Es roch nach Alkohol und kaltem Zigarettenqualm. Dies war ein Keller, der sich schneller ablebte als andere Räume, so wie ein Mensch schneller alterte als der andere.

Carow saß in der ersten Reihe und beobachtete die Probe. Er hatte das Kinn in die Hand gestützt und trug einen Pullover über einer ausgesessenen Anzughose. Sein Seitenscheitel war in ebensolcher Unordnung wie der Raum. In seinen Haaren waren die Bahnen sichtbar, durch die er mit den Fingern fuhr.

Mathis ließ sich auf dem Stuhl neben Carow nieder, und

dieser blickte kurz auf, bevor er sich wieder auf den Turm aus Frauen auf der Bühne konzentrierte. Die drei untersten hielten sich an den Händen. Auf ihren Schultern standen zwei weitere Damen, und die sechste kletterte gerade ganz nach oben. Sie rutschte mit ihren Schläppchen mehrmals auf den glatten Kostümen ab. Das ganze Konstrukt schwankte bedenklich.

»Nein, nein, nein!« Meta betrat die Bühne. Neben ihr sahen die anderen Frauen wie dürre Hühner aus. »Über die linke Seite hochklettern, hab ich gesagt, nicht durch die Mitte! Woran willst du dich da festhalten? An ihrer Nase? Körperspannung da oben! Körperspannung! Körper...!«

Meta riss die Arme hoch, als könnte sie alle sechs Frauen auffangen. Die Pyramide schwankte nach links. Die Frauen unten versuchten noch hektisch mitzutippeln. Dann krachte das ganze Gebilde unter lautem Geschrei zusammen. Mathis musste an das Kartenhaus von Ernst denken, als die Frauen durch- und übereinander auf den Bühnenboden fielen. Die oberste von ihnen krachte auf Meta, und Carow schlug die Hand vors Gesicht. Die Vorstellung sollte schon am nächsten Tag stattfinden, und die sechs Grazien konnten sich nicht einmal auf ihren eigenen dünnen Beinen halten.

»Vielleicht kann man noch eine Lachnummer daraus machen«, schlug Mathis vor. Das war ernst gemeint, kam aber nicht allzu gut bei Carow an. Er warf Mathis einen finsternen Blick zu. Der Besitzer der Lachbühne hatte früher selbst als Clown gearbeitet. Eine Lachnummer war für ihn die Krone der Zirkuskunst. Kein Notnagel, an dem man sechs unfähige Hühner aufhängte.

»Meta, kannst du morgen Abend nicht einspringen?«, jammerte er.

»Ich habe ein Engagement im Tingel-Tangel, Erich.«

»Was soll ich denn mit denen hier machen? Und was will überhaupt das Tingel-Tangel mit dir? Deine Nummer ist doch gar nicht politisch!«

»Ich glaube, genau darum geht es.« Meta zuckte die Schultern. »Denen wird die Bühne sonst bald dichtgemacht.«

Carow stöhnte, fuhr sich erneut durch die vorgefertigten Bahnen seiner Haare und klatschte dann wenig überzeugt in die Hände.

»Na, also dann. Noch ein Versuch.«

Doch weder er noch Mathis konnten zusehen, wie die sechs Grazien übereinander herfielen. Als die Pyramide diesmal zusammenkrachte, flog ihnen ein Damenschlappen entgegen. Carow war nah an einem Nervenzusammenbruch.

»Was machst du überhaupt hier?«, maulte er Mathis irgendwann an.

»Erzähl ich dir später beim Mittagessen.«

Doch auch zur Mittagszeit hatte sich Carows Laune nicht unbedingt verbessert.

»Ein Buch der vergessenen Artisten?«, brummte er, als Mathis ihm sein Vorhaben erklärte. Sie waren mit Meta und Carows Frau Luzie zum Gasthof auf der gegenüberliegenden Straßenseite gegangen und hatten sich in den Garten gesetzt. »Bin ich etwa schon vergessen, oder wie?«

Carow fand es befremdlich, ein Buch ohne Auftraggeber zu verfassen, einfach so, ins Blaue hinein. Und als er dann auch noch erfuhr, dass Artisten wie die Aztekenkinder oder der Flügelmensch Agosta darin vorkommen sollten, war er vollends entgeistert. Ob Mathis nichts von der Bücherverbrennung mitbekommen habe, wollte er wissen, auf dem Berliner Opernplatz. Und ob er sich mal die Gesetze dazu angesehen habe, was man heute überhaupt noch schreiben dürfe. Viel wäre das nämlich nicht mehr.

»Aber genau das ist doch der Punkt«, sagte Mathis. »Aus unserer Kolonie sind Menschen verschwunden. Und es reicht offenbar nicht, sie nur zu verschleppen. Sie sollen komplett aus dem Gedächtnis verschwinden. Ausgelöscht werden, indem man uns verbietet, über sie zu schreiben! Oder auch nur zu reden!«

»Psscht!« Carow fuchtelte hektisch mit der Hand vor seinem Ohr herum, als könnte er die Worte fortwedeln. Alle am Tisch blickten sich ängstlich um. Vertreter dieses ominösen »man« konnten überall lauern. Gleich neben ihnen zum Beispiel gab es eine Gruppe junger Männer, alle um die zwanzig, mit strengem Seitenscheitel und Tatendrang in den Augen. Sie hatten die Jacken über die Stuhllehnen gehängt und wirkten vergnügt. So, als wollten sie einfach nur die ersten warmen Strahlen des Jahres genießen, diese Vorahnung des Sommers. Doch heutzutage hatte das nichts zu heißen. Man konnte die Sonne genießen und trotzdem die Ohren spitzen. Gegen die Partei zu sein war nicht gut. Nicht einmal für überhaupt nichts zu sein war noch gut. Es reichte schon, sich bloß für friedliche Lösungen einzusetzen, um über Nacht zu verschwinden.

Als Mathis vor ein paar Monaten mit dem Schreiben begonnen hatte, war die Idee schon gewagt gewesen. Doch inzwischen waren immer neue Verbote aus dem Boden gestampft worden. Die Situation hatte sich zugespitzt. Sie alle hatten von den Verhaftungen gehört.

»Aber wir können doch nicht einfach nur dasitzen und wegsehen«, zischte Mathis. »Ich bin es leid, dass ...«

»Mathis Bohnsack.« Meta sah ihn scharf an. Sie schüttelte leicht den Kopf, und jetzt erst bemerkte er die Person, die neben ihm getreten war. Die Kellnerin war gekommen, um die Bestellung aufzunehmen. Mathis nahm die Menükarte vom Tisch und duckte sich hinter das Papier.

Carow bestellte viermal das Menü des Tages und vier Bier dazu, doch die Frau teilte ihnen mit, dass in dieser Lokalität Weinzwang bestünde.

»Was soll das heißen?«, fragte Carow.

»Dass es kein Bier gibt. Wir sind hier schließlich am Weinbergsweg«, sagte sie.

»Mein Theater ist auch am Weinbergsweg, Verehrteste«, sagte Carow und schaffte es, ihren schnippischen Tonfall genau

nachzuahmen, »aber ich werde den Teufel tun und meinen Gästen deshalb ihr Bier vorenthalten.«

Die Kellnerin zuckte mit den Schultern. Sie konnte nichts dafür, dass Carow einen schlechten Tag hatte.

»Wenn Sie nichts trinken wollen, kostet das Menü vierzig Pfennig mehr«, sagte sie.

»Es kostet mehr, wenn wir nichts trinken?«

»Ja.«

»Das ist doch völlig absurd!«

»Dann nehmen wir vier Wein«, bestimmte Carows Frau Luzie, bevor das Gespräch ausarten konnte. Carow versank in seinem Pullover, als könnte der ihn vor weiteren Dämpfen an diesem Tag schützen.

»Weinzwang«, brummte er. »Was denken die sich wohl als Nächstes aus? Bier ohne Alkohol?«

»Bist du nicht auch müde von den ganzen Verboten, Carow?«, fragte Mathis leise.

Carow blickte ihn an. Sein Gesicht sah an der Frühlingsluft müder aus als im Scheinwerfer auf der Bühne.

»Ich bin Clown, Mathis«, sagte er. »Es war nie meine Rolle, den Helden zu spielen.«

Als die vier nach dem Mittagessen zurück zum Theater schlenderten, gingen Carows Worte Mathis nicht aus dem Kopf. Es stimmte schon, der Clown war kein Held. Aber Carow war doch immerhin mit genügend politischen Problemfällen befreundet. Mit Kurt Tucholsky zum Beispiel, der inzwischen im Exil in Göteborg wohnte. Und auch mit dem Sänger Fredy Sieg, den Carow noch immer auf seiner Lachbühne auftreten ließ, obwohl der im Radio inzwischen verboten war und auf anderen Bühnen keine Engagements mehr bekam.

Wenn nicht einmal einer wie Carow noch mit ihm aufstand, um etwas zu unternehmen, wer würde es tun?

»Bleibst du noch bis zum Ende der Proben?«, fragte Meta ihn.

In Wahrheit wollte sie natürlich wissen, ob Mathis wegen ihr oder doch nur wegen des Gesprächs mit Carow hier war. Doch zu seinem Glück ahnte Mathis die Falle. Er war ja immerhin schon einunddreißig Jahre mit dieser Frau zusammen.

»Natürlich! Ich will doch bei deiner Probe zusehen!«, sagte er deshalb mit aller Überzeugung, die er für die Damenpyramide aufbringen konnte. Und dann blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Desaster weiter beizuwohnen.

Die Bühnengrazien fuhren damit fort, bedröppelt und mit zitternden Gliedmaßen aufeinander herumzuklettern. So kraftlos, dass Luzie anzumerken wagte, man hätte die armen Mädchen vielleicht lieber zum Essen mitnehmen sollen, um sie ein wenig zu füttern. Mathis vertrieb sich die Zeit unterdessen damit, die fotobehangenen Wände des Theaters abzuschreiten.

Jedes der Bilder zeigte einen lachenden Carow an der Seite von Literaten und Schauspielern: Carow, der kameradschaftlich eine rechte Hand auf die Schulter von Kurt Tucholsky legte. Carow und Max Pallenberg, die gemeinsam Zigarette rauchten. Carow Arm in Arm mit Henny Porten.

Bei so vielen Berühmtheiten wäre es ein Leichtes für Carow gewesen, mehr Geld zu verdienen. Aber er hatte seine Bühne als Volkskabarett eröffnet und war seiner Linie treu geblieben. Deshalb gab es hier Unterhaltung für sechzig Reichspfennige pro Abend statt für acht Mark wie in der Scala. Es war kein Theater für Champagner trinkende Damen in feinen Perlenkleidern, sondern für Fabrikarbeiter, Gemüsehändler, Kneipenwirte und Ladenmädchen. Ein dankbares Publikum, das viel trank und dem die Scherze und Lieder gar nicht tief genug unter die Gürtellinie gehen konnten.

Bei einem gerahmten Foto von Carow und Charlie Chaplin blieb Mathis stehen. Das Bild war bei Chaplins Besuch in Berlin entstanden, im März 31. Mathis kannte das Datum so genau, weil es der Monat gewesen war, in dem er und Meta nach Berlin gezogen waren.

Sie hatten damals noch keine Woche Zeit gehabt, um sich in der neuen Stadt einzuleben. Berlin war ihnen lauter und schäbiger erschienen als Wien, und sie hatten gerade darüber gesprochen, ob es nicht besser wäre zurückzugehen, als plötzlich eine schwarze Limousine vor ihnen einbog. Mathis hatte Meta am Arm festgehalten, weil der Wagen ihr sonst über die Füße gefahren wäre. Die Limousine hatte in einer Hoteleinfahrt gehalten und war sofort von einer Traube Reportern umlagert worden. Im Blitzlichtgewitter war ein Mann ausgestiegen, in langem braunem Mantel aus feinem Stoff. Er hatte den Fotografen freundlich zugewinkt, den Hut vom Kopf gezogen und sich einmal um die eigene Achse gedreht, mehr eine komische als eine galante Bewegung. Und dabei war sein Blick auf die beiden Sprachlosen in der Einfahrt getroffen. Meta hatte eine weiße Wolke in die Winterluft gekeucht, hinter der Chaplins Gesicht verschwunden war. Vielleicht hatte er sie erkannt, so wie sie ihn erkannt hatten. Doch ihr letztes Treffen hatte zu dem Zeitpunkt schon über zwanzig Jahre zurückgelegen, und damals war Chaplin noch mit der öffentlichen Kutsche gereist und nicht mit einer Limousine. Er hatte sich ohne ein Zeichen des Grußes wieder den Reportern zugewandt und war im prächtigen Eingang des Hotels verschwunden, wo er sich mit Marlene Dietrich treffen sollte.

Mathis hatte den Zufall damals witzig gefunden. Aber nicht Meta. Meta hatte es in einen dunklen Tunnel zurückgeworfen, an dem sie nun schon seit Jahren grub. Ein Tunnel, dessen Bau nie beendet wurde. Mathis nannte ihn den »Transatlantiktunnel«. Weil er von Europa geradewegs nach Amerika führen sollte.

»Beeindruckende Sammlung, wa?«

Mathis schreckte auf. Im ersten Moment sah er niemanden, der gesprochen haben könnte. Doch dann fiel ihm ein feiner Rauchfaden auf, der sich in Richtung Decke kräuselte.

Er trat näher und legte die Hand über die Augen, um das

Licht abzuschirmen. Im Schatten der Säule saß eine Frau am Tisch. Sie hatte kurze buschige Haare, rauchte Zigarre und trug einen Anzug, wie Mathis ihn bislang nur an Männern gesehen hatte. Ihr Gesicht wirkte wachsartig und schief. Das rechte Augenlid, die Wange und auch der Mundwinkel hingen, als hätte die Hitze der Zigarre die rechte Hälfte des Gesichts angeschmolzen. Ein wenig unheimlich wirkte es, wie sie da im einzigen Schatten saß, den sie in diesem ansonsten voll ausgeleuchteten Raum hatte finden können.

»Claire Waldoff.« Sie steckte sich die Zigarre in den Mundwinkel und hielt Mathis aus dem Dunkeln eine weiße, feste Hand entgegen.

»Waldoff?«, echote er und fragte sich im gleichen Moment, wie er sie nicht hatte erkennen können.

Seit mindestens zehn Jahren war Claire Waldoff eine Ikone in der Varieté-Welt. Jedes Kind in Berlin kannte ihre Lieder und ihre krakeelende Stimme. Nur hatte Mathis die Zeichnung ihres Gesichts auf den Schallplattenhüllen und Plakaten bislang für eine Karikatur gehalten.

Mit der freien Hand pflückte Waldoff die Zigarre aus dem Mund.

»Junge, Sie ham aber ooch schon wat mitjemacht!«, sagte sie mit einem Blick auf Mathis' Finger. Er schob die rechte Hand in die Tasche.

»Warum sitzen Sie hier im Schatten?«

»Steht mir besser.« Sie blies ihm eine Rauchwolke entgegen, die ihn fast erstickte. Dann grinste sie.

»Hätte dir ja fast ooch eene anjeboten.«

»Nein, vielen Dank«, sagte Mathis und hustete noch einmal. Er war ein wenig irritiert von der Geschwindigkeit, mit der sie vom Sie zum Du übergegangen war.

»Treten Sie auch morgen auf?«

»Auf dem Carow seener Bühne? Scheen wär't. Dit is schon Monate her, dit ick zum letzen Mal uff ner Bühne jestanden hätt.

Haste meene Lieder vielleicht kürzlich ma im Radio jehört? Ne? Siehste. Dit is wejen dem Land seene neue Rejierung. Ick erfüll denen ihr braunet Frauenideal nich jerade. Wundert mir, dit deen Liebchen da noch keene Probleme bekommen hat.«

Sie deutete in Richtung Bühne, wo Meta gerade eine der Frauen auf die Schultern einer anderen stellte. Es sah aus, als höbe sie ein Kind hoch.

»Heißt das, Sie haben Auftrittsverbot?«, fragte Mathis.

»Film- und Funkverbot, von Joebbels persönlich anjeordnet.« Waldoff klang fast ein bisschen stolz. »In meene Papiere konnten se nüsch finden, von wejen Juden und so. Da bin ick bis zum Blut meenes Jroßvaters Arierin. Aber mit meenen Texten und meenem Lebensstil könn'se nüsch anfangen. Von heute uff morjen ham'se meene Lieder plötzlich nich mehr im Radio jespielt. Und wenn de Rejierung dir erst mal uff'm Kieker hat, dann isset eh vorbei. Dann kriejste nirjendwo mehr een Enjagement. Will sich ja keener mit anlegen, wa? Solche feinen Etablissemments wie de Scala oder dit Plaza schon mal jar nich. Da könn'se vorher noch so laut deene Lieder mitjegrölt ham. Wenn de Rejierung sacht: Nee, lass ma de Finger von der Waldoff, dann sind plötzlich alle janz still. Und eener wie der Carow, der is ooch nur froh, wenn se dem seine Bühne nich dichtmachn. Haste ja heute selba mitjekriecht, wa?«

Waldoff nahm einen weiteren Zug von ihrer Zigarre. Sie legte den Kopf in den Nacken, als sie den Qualm in Richtung Decke blies.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte Mathis.

»Och, dit denk ick aber schon, dass de dit weest«, sagte sie. »Bist doch'n schlauet Kerlchen, wie ick dit mitjekriecht hab. N Schreiber, wa? Würd ick allerdings nich so mit hausiern jehn, wenn ick du wär. Nich mit dem Thema.«

Mathis bekam einen roten Kopf. Er versuchte, sich daran zu erinnern, ob er Claire Waldoff irgendwo beim Mittagessen an einem der Tische im Garten gesehen haben könnte. Neben

ihnen erklang das Poltern herabfallender Körper, gefolgt von Carows Geschrei.

»Woher ...?«

»Hätt ick dir jleich sagen können, dass dit nüscht is für den Carow. Da is dem seene Bühne viel zu wichtich für. Aber du kanns' ja immer noch die Pyramidendamen nach denen ihrem Leben fragen ...« Waldoff nickte mit dem Kopf in Richtung Bühne. »Oder aber ick bring dir zu eener echten Pyramide. Mit Frauen, die wirklich wat zu erzähln ham!«

»Eine echte Pyramide?«, echote Mathis.

Waldoff beugte sich vor und klopfte ihre Zigarre am Rand eines leeren Bierglases ab.

»Na ja, echta als die hier, will ick wohl meinen. Dit ist der Name von nem Club. Der Damenclub Pyramide. Früher war der unten im Topp-Keller, bevor de Rejierung ooch den dichtjemacht hat. Jetzt treffen wa uns ma hier, ma da. Aber den Namen ham wa behalten. Wenn Ort und Name wechseln, denn wees ja am Ende keener mehr wohin, wa?«

»Und dort treffen sich ... vergessene Artisten?«

»Na ja, wat heest verjessen. Ick kenn'se alle noch. Malerinnen, Tänzerinnen, Schauspieler ... Die ham eh alle'n Hass uff de Rejierung. Wejen dem Club. Und dann sind die meesten von denen ooch noch Selbstdarsteller. Die schnurrn dir'n Abend lang ihr Leben runter, wenn de willst.«

»Das würde ich unbedingt wollen, vielen Dank!«

»Du musst natürlich in nem andern Aufzuch mitkommn.« Waldoff deutete mit ihrer Zigarre auf Mathis' Hemd und Hose. »Wir ham nämlich so wat wie ne unausjesprochene Kleider...«

»Claire Waldoff! Wenn das mal nicht deine liebliche Stimme ist, die ich da vernehme!«, rief Carow. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, damit er um die Säule blicken konnte.

»Die könnteste ooch noch viel öfters vanehmn, wenn de mir ma wieder enjagiern tätest, Erich!«, rief Waldoff zurück. Der Clown stand auf und kam zu ihnen.

»Das würde ich auch glatt tun, meine Liebe, wenn du dich ein bisschen besser benehmen und an die Regeln halten würdest.«

»Och ne, lass ma. Die Rejeln ham Bekloppte uffjestellt, und Benehmen liecht mir nich so, wie de weest. Dafür haste mir ja damals uff de Bühne jeholt.«

Hinter Carow war die Damenpyramide zu einem verzweifelten Standbild eingefroren. Ohne die Aufmerksamkeit des Chefs wussten die sechs Damen noch weniger, wie sie sich bewegen sollten.

»Wie lange hockst du schon hier?«, fragte Carow.

»Lang jenuch, um zu wissen, dass dit morjen ne Katastrophe für dir werden wird!«

Carow lächelte. Trotz der Vorwürfe, die sie sich an den Kopf warfen, waren sich die beiden alternden Bühnenstars sympathisch.

»Ick hab jehört, den Fredy lasste immer noch bei dir ufftretn.«

»Fredy hält sich auch an die Regeln. Er singt nur noch lammfromme Lieder. Würdest du es machen wie er und ...«

»Nee, lass mal. Da ruinier ick mir ja meenen janzen scheenen Ruf. Von mir wolln de Leute, dit ick üba meene Beene singe und üba de Dummheit von Männern und über dem Emil seine unanständije Lust.«

»Zeiten ändern sich, liebe Claire.«

»Na, umso wichtija, dit einije von uns die Jleichen bleibn.«

Carow seufzte und gab sich geschlagen.

»Kommst du morgen zur Vorstellung? Ich kann dir Plätze reservieren. Für dich und Olly.«

»'nen Platz im Schatten?« Waldoff zwinkerte Mathis mit ihrem geschmolzenen Auge zu. »Nee, lass ma, Erich. Dit Jehampel will ick mir nich antun. Außerdem hab ick ne Verabredung mit Mathis Bohnsack. So nennt se dir doch, oder, deene Freundin? Mathis Bohnsack? Oder darf ick Böhnchen zu dir sagen?«

»Mathis reicht«, erwiderte Mathis rasch.

Waldoff stand auf, eine Bewegung, die kaum auffiel, weil sie stehend nicht viel größer war als sitzend. Ihr buschiger Bubikopf reichte Mathis gerade mal bis zum Brustkorb, als sie aus dem Schatten hervorwatschelte und ihm erneut die Hand reichte.

»Also, dann seh ick dir morjen um halb acht, Böhnchen. Bei mir, Haberlandstraße sieben. Kannste dir dit merken?«

»Ja«, sagte Mathis. Und seine Freude über diese Einladung sollte genau so lange anhalten, bis er sich umdrehte und Meta mit verschränkten Armen auf der Bühne stehen sah.

Er würde ihr beichten müssen, dass er morgen nicht zu ihrer Vorstellung im Tengel-Tangel kommen konnte. Dass er stattdessen von Waldoff zu einem staatlich verbotenen Club unbekannter Lokalität geführt werden würde, um Geschichten von Artistinnen und Schauspielerinnen vor dem Vergessen zu bewahren.

Er konnte sich schon vorstellen, was sie dazu sagen würde.

DRITTES KAPITEL

Langweiler, 1902

Meister Bo, wie der Alte sich nannte, zog die Gardinen des Holzpodests mit einem Ratschen zu. Er hatte Hans die Aufgabe übertragen, die Kurbel eines geheimnisvollen Apparats zu drehen, der in der Ecke stand, und das Gerät machte ein schnarrendes und ratterndes Geräusch. Es warf Licht auf einen grünen Schirm in der Mitte des Podests. Ein blauer Funke sprang von einer Metallscheibe auf eine andere über und blieb als wild zuckender Blitz in der Kabine hängen. Er lud die Luft zwischen der Maschine und den Jugendlichen geradezu auf. Es war magisch.

»So, dann wollen wir mal sehen.« Meister Bo knüpfte Lucas das Portemonnaie ab und hielt es hinter den Schirm, wo es als verschwommenes grünes Rechteck sichtbar wurde. Mathis hielt die Luft an, als er die Münzen in der Börse erkannte. Sie zeichneten sich so deutlich ab, als hätte der Meister das Portemonnaie durchsichtig gezaubert. Schwarz auf grün hingen sie in der Luft. Dann verschob sich die Briefbörse nach links, und neben den schwebenden Pfennigen wurden die Knochen einer Hand sichtbar. Mathis entfuhr ein Keuchen. Es war wie eine Geistererscheinung. Der alte Mann mit dem Schnurrbart musste ein Zauberer sein!

»Wie viel ist das? Zehn Pfennige? Du wärst ein schlechter Kunde für mich, Junge!« Meister Bo drehte und wendete die Briefbörse, und die beiden tiefschwarzen Kreise und die Fingerknochen machten die Bewegung mit. Schwebend bewegten sie

sich in der Luft, als wollten sie einen Totentanz aufführen. Ein Skeletttanz! Gebannt starrten die Jugendlichen auf das Schauspiel. Nur Hans, der am Rand des Podests nichts sah, weil er mit Kurbeln beschäftigt war, rief: »Zehn Pfennige? Vorhin an der elektrischen Bahn hast du gesagt, du hast kein Geld mehr!«, und ließ vor lauter Empörung den Hebel los.

Das gleichmäßige Knack-knack-knack des Apparats geriet aus dem Takt. Die leuchtende Birne flackerte. Eines der Mädchen stieß einen Schrei aus.

»Weiterdrehen!«, befahl Meister Bo, und Hans griff erschrocken nach der Kurbel. Die Maschine nahm ihr Schnarren, Knattern und Klackern wieder auf.

»Das ist unglaublich«, flüsterte Mathis. Aus den Augenwinkeln sah er, wie die braunhaarigen Schwestern die Hände ineinander verkeilten. Verängstigt drängte sich eine an die andere. Die Skeletthand öffnete die Briefbörse mit dem Daumen, drehte sie, und beide Münzen fielen heraus. Es klimperte, als sie auf dem Holzboden auftrafen. Der Schirm war nun leer.

»Was ist mit dir, Junge? Hast du mehr Geld in deiner Briefbörse, um meine Dienste zu bezahlen?« Meister Bo reichte Lucas das leere Portemonnaie zurück, und Mathis brauchte ein Moment, um zu begreifen, dass er mit dieser Frage gemeint war. Er klopfte an die Seiten seiner immer leeren Hose.

»Ich habe überhaupt keine Briefbörse, mein Herr.«

»Nun, davon möchte ich mich gerne selbst überzeugen.« Meister Bo bedeutete ihm, sich hinter den Schirm zu stellen. Mathis bewegte sich so mechanisch, als würde auch er von der elektrischen Maschine gesteuert. Das Summen und Klackern und der stechend scharfe Geruch, der die Luft der kleinen Kabine füllte, machten ihn schwindelig. Unsicher stellte er sich zwischen das flackernde Licht und den Schirm.

»Noch einen Schritt weiter! Stell dich richtig dahinter. So ist's gut.«

Von dieser Seite des Schirms sah Mathis selbst nichts, aber an

den Gesichtern der anderen konnte er ablesen, wie erstaunlich der Anblick sein musste, der sich ihnen bot.

»Du bist ...«, keuchte Lucas und suchte nach den richtigen Worten, »durchsichtig!«

Mathis wagte einen Blick über den Rand des Schirms, an seinem Körper herunter. Er erwartete alles und war trotzdem nicht gefasst auf den Anblick, der sich ihm bot: sein eigenes Knochengerüst, schwarz auf grün glimmendem Untergrund. Rippen wie Fischgräten, die an einem Seil entlangwuchsen. Darunter etwas, das aussah wie ein platt geklopftes Kotelett und wohl sein Becken sein musste. Und zwischen allem waberte sein Fleisch als formloser grüner Nebel. In Mathis' Kopf schrillte etwas. Ihm wurde noch schwindeliger. Aber statt zurückzuweichen, schwenkte er den Körper vorsichtig nach rechts und links, um zu beobachten, wie das Bild sich mitbewegte. Es war kein Trick! Aber wie konnte das möglich sein? Was für ein Zauber war das, der einen in den Körper blicken ließ? Hinter Stoff, durch Haut und in verschlossene Taschen?

»Mathis, man sieht deinen ...«, rief Lucas plötzlich, und die Mädchen kreischten auf und wandten sich ab. Mathis sprang entsetzt zur Seite, stolperte dabei über ein Kabel und stieß mit Hans zusammen. Die Maschine bekam einen Schlag, und die Lampe zitterte und flackerte, als Hans die Kurbel losließ. Meister Bo riss die Hände in die Höhe.

»Vorsicht, ihr Bengel, das ist ein hochempfindlicher Apparat! Wenn ihr alle kein Geld habt, ist die Show sowieso beendet.« Er wollte die Gardinen aufziehen.

»Ich habe doch zehn Pfennige bezahlt«, protestierte Lucas.

»Und ich habe noch gar nicht gucken können«, sagte Hans.

»Zehn Pfennige reichen gerade mal fürs Durch-den-Vorhang-Blinzeln. Wenn ihr mehr wollt, kommt morgen mit Geld wieder.«

Die Jungen blickten sich an. Da morgen nicht mehr Geld in ihren Taschen sein würde als heute, würde es wohl keinen

zweiten Durchleuchtungszauber geben. Hans sah zu Recht enttäuscht aus, zuckte dann aber die Schultern. Immerhin hatte er ein Mädchen ergattert, mit dem er weiter über den Jahrmarkt schlendern konnte. Er wandte sich ab, um das Podest zu verlassen. Aber in Mathis regte sich unerwartet ein Protest, ein kleines Leuchten im Brustkorb, das ihm so fremd war, als hätte es erst die Maschine dort angezündet. Das Gefühl überrumpelte ihn. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Er wollte diese Kabine nicht verlassen! Nicht, bevor er nicht verstanden hatte, wie das Gerät funktionierte! Mathis wollte Dinge hinter den Schirm schleppen und sie durchleuchten: Wie sah ein Stein von innen aus? Wie eine Kuh, wie ein Apfel und wie sein kaputtes Bein? Wäre dieses seltsame Licht tatsächlich in der Lage, alles, wirklich alles durchsichtig zu machen?

Mit einem Ruck zog Meister Bo den Vorhang zur Seite. Das Sonnenlicht blendete Mathis so heftig, als hätte er es tagelang nicht gesehen. Er kam sich vor wie ein Tier, das aus dem Schutz seines dunklen Baus gezerrt wurde.

»Bitte ...«, sagte er, ohne zu wissen, wie er den Satz beenden sollte. Er blinzelte auf den Apparat, auf den jetzt ebenfalls das Tageslicht traf. Es ließ die Metallverstreben glänzen. Die Maschine sah prächtig aus. Diese ganze verwirrende Ansammlung von Drähten und Kabeln! Sie hatte ein Rad mit einer kleinen Kurbel an der Seite, fast wie ein Schleifstein. Und dieses Rad war über ein Kabel mit der Lampe verbunden, die vorhin das sonderbare glühende Licht erzeugt hatte. Das Licht musste also irgendwie beim Drehen der Kurbel entstehen, dachte Mathis. Aber wie nur?

»Ich habe noch etwas Geld«, sagte Elsa plötzlich und zog einen kleinen geblümten Stoffbeutel aus der Tasche. »Wie viel verlangen Sie für eine Vorführung?« Sie blickte Mathis an, als sie das fragte, und er begriff, dass sie das irgendwie für ihn tat. Er war dankbar, aber auch ein bisschen verwirrt, vor allem, als sie sich weigerte, selbst hinter den Schirm zu treten. Sie mochte

sich nicht die Kleider durchleuchten lassen, sagte sie, und ihre hühnerhaften Freundinnen kicherten.

»Wofür dann die zwanzig Pfennige?«, fragte Meister Bo, inzwischen gereizt, und Mathis kam eine Idee.

»Für die Ziege!«, sagte er. »Bitte durchleuchten Sie die Ziege!«

Es gab einen kleinen Tumult, als Lucas auffiel, dass er die Ziege bei der elektrischen Raupe vergessen hatte. Mit einem Aufschrei sprang er vom Podest und lief zum Fahrkartenschalter zurück, wo er dem verlotterten Tier um den Hals fiel, als handelte es sich um ein lange verschollenes Familienmitglied. Die Ziege meckerte unwillig. Sie war gerade beim Fressen gewesen und offenbar sehr froh darum, ausgesetzt worden zu sein. Vier Arme und Hände waren notwendig, um sie über den Platz zu Meister Bos Holzpodest zu schleppen, gegen das sie sich sträubte, als wäre es ihre Schlachtbank.

Meister Bo löste die Schrauben der Halterung, an der die Platte befestigt war, und fuhr den Schirm auf Ziegenhöhe hinab. Diesmal war es Lucas, der die Kurbel drehen durfte und den Apparat damit leise zum Summen und Knacken brachte. Die Lampe hinter dem Schirm begann zu flackern und zu glühen. Sie leuchtete durch die Ziege hindurch, durch ihr Fell, ihre Haut und ihren Magen, in dem das Gras darauf wartete, verdaut zu werden. Meister Bo zog die Gardinen zu. Die Knochen waren jetzt als klar gezeichnete schwarze Schatten auf dem Schirm sichtbar.

»Mann!«, sagte Hans und war nun doch froh, den Zauber mit eigenen Augen sehen zu können. Mathis antwortete nicht. Er war zu beschäftigt damit, das Tier anzustarren. Der Rumpf der Ziege sah aus, als bestünde er aus Nebel, durch den sich eine Eisenbahnlinie schlängelte. Das musste der Rücken sein. Vorn war der Schädel sichtbar, verzerrt wie der eines Ungeheuers, eines fremden Wesens aus einer anderen Welt. Und dabei handelte es sich um ein Tier, das Mathis glaubte, gut zu kennen, das

er tausendmal gesehen hatte. Nur eben nicht auf diese Weise. Wie wenig wusste er eigentlich über eine Welt, in der er alles immer nur von außen sah? Es war, als öffnete der Apparat ein Fenster, durch das er in ein zweites Universum blicken konnte. Eines, in dem nichts verschlossen blieb, keine Tür und kein Körper. Ehrfürchtig trat er einen Schritt näher. Er streckte eine Hand aus, wollte durch das Fenster ins Innere der Ziege greifen und tat es dann doch nicht. Die Erscheinung war zu geisterhaft, zu unheimlich. Mathis konnte keinen Geist berühren.

Die Ziege bewegte sich, machte einen unruhigen Schritt vorwärts, und die Knochen bewegten sich mit ihr. Sie meckerte, aber sie tat es leise. Vielleicht spürte auch sie den Zauber, der durch ihren Körper ging.

Das Summen und Knattern des Apparats war verstörend und hypnotisierend. Mathis starrte und starrte und wünschte, Lucas würde nie wieder aufhören, die Kurbel zu drehen. Was würde er dafür geben, eine Maschine wie diese zu besitzen.

»So schön!«, flüsterte er und konnte nicht fassen, dass eines der Mädchen hinter ihm schon wieder kicherte. Wie konnte man so kindisch kichern, wenn man einem Wunder wie diesem gegenüberstand? Er drehte sich um und blickte direkt in das Gesicht von Elsa. Doch sie sah ernst aus. Es war nicht sie, die gelacht hatte. In dem glühenden Licht der Lampe wirkten ihre Haare grün, ihre Haut und auch ihre Augen, die ihn ohne jeden Spott anblickten, bevor sie sie rasch abwandte, als hätte Mathis sie bei etwas ertappt. Er registrierte, wie dicht sich Hans neben sie gestellt hatte, wie sein Arm zuckte, als überlegte er, ihn um ihre Schulter zu legen oder um ihre Taille. Hans' Aufmerksamkeit war von der Ziege zu Elsa gewandert, er betrachtete die flackernden Knochen nur noch zum Schein. Mathis' Augen dagegen flogen wie zwei Motten zurück zum Licht. Er konnte sich gar nicht sattsehen an dieser durchsichtigen Ziege.

Eine Sache, die ihm einmal in der Schule gesagt worden war, kam ihm in den Sinn. Dass nämlich der Mensch hauptsächlich

aus Wasser bestünde. Die Information hatte Mathis damals verwirrt. Immerhin hatte der Pfarrer mindestens hundertmal erklärt, dass der Mensch hauptsächlich aus Leib und Seele bestünde. Aber der Lehrer war nur ein Aushilfslehrer gewesen, der nach Langweiler gekommen war, weil der eigentliche Herr Lehrer für mehr als drei Wochen mit Heufieber im Bett gelegen hatte. Ein Städter also, und obendrein auch noch Protestant, darum hatte Mathis nicht gewusst, wie viel man ihm glauben konnte. Und als der Herr Lehrer dann endlich zu Ende gefiebert hatte, war ja auch alles wieder seinen normalen Gang gegangen. Schule und Kirche hatten wieder Hand in Hand gearbeitet.

Aber jetzt war da diese Maschine. Und sie zeigte, dass das Innere einer Ziege und eines Menschen vielleicht ganz anders war, als alle gedacht hatten. Es war schwarz und grün. Es war so voll von Knochen und Organen, so voll von Nebel, dass weder Leib noch Seele Platz darin zu haben schienen. Und von Wasser konnte Mathis auch weit und breit nichts sehen. Sollten am Ende alle unrecht gehabt haben, der Pfarrer, der Herr Lehrer und auch seine unglückliche Aushilfe?

»So, das genügt, Ende der Veranstaltung.« Meister Bo schubste Lucas mit einem leichten Knuff zur Seite. Der ließ die Kurbel los, und die Blitze und das Rattern der Maschine erstarben. Die Knochen der Ziege zuckten noch ein paarmal schwarz auf grün auf dem Schirm auf. Dann war alles dunkel. Mathis seufzte, und es war ein Seufzen aus tiefstem Herzen. Sein Magen und seine Beine fühlten sich weich und verstörend wackelig an, als er die Stufen des Podests zurück auf die sonnenbeschiene Wiese wankte.

So wie es sich für jemanden gehörte, der gerade zum ersten Mal bis über beide Ohren verliebt war.

In der Nacht konnte Mathis nicht schlafen. Eine Erregung hatte ihn gepackt, die ihn innerlich und äußerlich umwälzte, dreihundertfünfzig gezählten Schafen zum Trotz. Mit weit geöffneten

ten Augen lag er da, lauschte dem Schnarchen seiner Brüder und stellte sich sie alle als grüne Gerippe in ihren Betten vor. Er malte sich aus, wie sich Alfreds Wirbelsäule im Schlaf krümmte, wie Bruno seinen Schädel auf das zusammengeboxte Kissen betete. Carl hatte die Armknochen aus dem Bett gehängt, Dethard die seinen unter den Kopf geschoben. Ernsts Arm- und Fingerknochen lagen wie aufgefaltet unter seinem Ohr. Ein Knochen- nest für einen Schädel.

Die Eltern hatten es mit den Bohnsack-Kindern wie mit den Kälbern im Stall gemacht und ihre Namen nach dem Abc sortiert. Der erste Wurf ein A, der zweite ein B und so weiter. Für Kälber und Hunde war das in vielen Regionen üblich, für Kinder nur in diesem Dorf. Irgendwer hatte irgendwann einmal damit angefangen, und der Brauch hatte sich durchgesetzt. Wenn ein Nachbar jetzt einen Jungen am Ohr packte, weil er ihn beim Maiskolbenstehlen oder Hühnertreten erwischte, dann musste er nur nach dem Namen fragen und wusste direkt, ob es der Erst-, Zweit- oder Drittgeborene einer Familie war. Mathis war also das dreizehnte Kind der Familie Bohnsack. Und er konnte jedes Vorurteil über diese Unglückszahl bestätigen.

Seine Mutter hatte sich bei Mathis' Geburt drei Tage im Bett gewälzt, während seine Brüder nur eben schnell zwischen der Hofarbeit und dem Essen aus ihrem Körper gerutscht waren. Am dritten Tag hatte der Vater den Arzt holen müssen, der verkündete, das halb geborene Kind habe die Mutter geschwächt und er könne nicht beide retten, Säugling und Mutter.

»Dann retten Sie meine Frau«, hatte der Vater gesagt, »Söhne hab ich schon genug.« Der Tod des Dreizehnten hätte ihn geärgert, natürlich, denn er hatte sich bislang als einziger Bauer weit und breit damit rühmen können, alle Kinder ohne Verluste durchgebracht zu haben. Aber es wäre ein kurzer Ärger gewesen, den er überwunden hätte. Mit Mathis' unverhofftem Überleben dagegen kam er sehr viel schlechter zurecht.

So wenig Herr Bohnsack den Arzt und vor allem dessen

Rechnungen auch mochte, so sehr war der Herr Doktor doch eine Autorität, die ein schreiender, blauköpfiger Säugling nicht zu untergraben hatte. Wo der Arzt den Tod prognostizierte, da wurde gefälligst gestorben, gottverdammte! So funktionierte das nun mal in dieser Dorfwelt. Bis Mathis kam und alles ein wenig ins Wanken brachte.

Argwöhnisch beobachtete Herr Bohnsack, wie sein Sohne- mann, obwohl er offensichtlich alle Merkmale eines Jungen be- saß, so gar nicht nach ihm schlagen wollte. Mathis war kränk- lich. Statt breiter und muskulöser zu werden wie alle seine Brüder, schoss er mit den Jahren nur immer mehr in die Höhe. Mathis' Haare färbten sich im Sommer hell und seine Haut röt- lich statt braun. Er hatte die feingliedrigen Finger seiner Mutter und ihre schmalen Schultern, mit denen er durch jeden Zaun schlüpfen konnte. Doch drüberzuspringen gelang ihm nie so recht. Mathis lernte Lesen und Schreiben mit Leichtigkeit, konnte aber keine Karre Bohnen ziehen. Er war ein Träumer, ein Wolkengucker, ein Schmächtling, wo sein Vater eine weitere Kopie von sich selbst erwartet hatte.

Mathis' Brüder, die unter seiner strengen Aufsicht alle zu kräftigen Burschen heranwuchsen, nahmen den Prügelsack gern auf, der ihnen zugeworfen wurde. Viel mehr als der Vater waren sie der Grund dafür, warum Mathis selten ohne grün- blaue Flecken zur Dorfschule kam. Nach dem Unterricht blieb er freiwillig länger, um Aufgaben zu übernehmen, wie die Tafel und Bänke zu putzen. Oder aber er setzte sich an sein Pult, hin- ten rechts am Fenster, und las. Lesen war für Mathis überhaupt die schönste Flucht von allen.

Doch der letzte und wohl beste Grund dafür, warum Herr Bohnsack Mathis' Existenz als persönliche Beleidigung emp- fand, war, dass der Junge zu allem Überfluss auch noch ein Problem mit Bohnen hatte. Wenn Mathis die aß, wurde seine Gesichtshaut rot, und sein Hals begann zu jucken, als hätte er einen Schwarm Mücken verschluckt. Für einen Bohnenbauern

in achter Generation gab es wohl kaum etwas Schlimmeres als einen Sohn mit Bohnenallergie.

Mathis wälzte sich auf die andere Seite und versuchte noch einmal zu schlafen. Doch das Knacken der Maschine lag ihm in den Ohren, wann immer er die Augen schloss.

Am Frühstückstisch fühlte er sich wie gerädert. Mit einem Ohr bekam er mit, dass der Vater die Brüder heute auf dem Feld brauchte, um das schöne Wetter auszunutzen. Das andere Ohr registrierte die spitzen Kommentare von Alfred und Gustav, weil Mathis unterdessen der Mutter in der Küche zur Hand gehen sollte.

Carl stieß mit dem Ellbogen gegen den von Mathis, und zwar so plötzlich, dass Mathis' Teller über die Tischkante rutschte und laut auf dem Fußboden auftraf. Brot und Tellerscherben verteilten sich auf den Küchendielen. Die Mutter gab einen entsetzten Schrei von sich, und der Vater verpasste Mathis eine Ohrfeige, die alle am Tisch zusammenfahren ließ.

Mathis glitt von seinem Stuhl und begann mit rot brennender Wange, die Scherben aufzusammeln. Aber heute konnte der Hieb das Lächeln nicht aus seinem Gesicht wischen. Mathis wusste, dass die Arbeit der Brüder länger dauern würde als seine in der Küche. Er würde der Mutter mit den Kartoffeln und den Bohnen helfen und sie dann bitten, zum Jahrmarkt laufen zu dürfen, wo eine Zaubermaschine auf ihn wartete, so magisch und besonders, wie eine Maschine überhaupt nur sein konnte.

Meister Bo hatte dem Wiedersehen offensichtlich weniger entgegengefiebert als sein Verehrer. Missmutig steckte er den Schnäuzer aus dem Wohnwagen, als Mathis über die Wiese auf ihn zukam. Die Vorhänge um die wunderliche Maschine waren zugezogen, und weit und breit war kein Kunde zu sehen. Keiner außer Mathis, aber der rückte ohne Geld an. Das hatte Meister Bo nicht vergessen. Er hatte ihm die Taschen ja gestern erst eigenhändig durchleuchtet.

»Du schon wieder«, brummte er, und Mathis' leise Hoffnung, Meister Bo könnte ihm aus reiner Zuneigung eine weitere Darbietung schenken, zerschlug sich.

»Guten Tag.« Höflich zog er die Mütze vom Kopf und drückte sie zwischen den Händen.

»Guten Tag, guten Tag, jaja«, brummte Meister Bo. »Hab auch noch keinen besseren gesehen!«

Es war Mathis ein Rätsel, wie jemand trotz des Jahrmarkts so missmutig sein konnte. Die Sonne spielte noch immer Sommer, zwischen den Ständen tobten lachende Kinder umher. Das fröhliche Gedudel eines Leierkastens untermalte die Schreie der Ausrufer. Und neben ihnen stand, wenn auch verhüllt, die faszinierendste Maschine, die diese Welt wohl je gesehen hatte. Wenn das alles kein Grund zur Freude war! Unschlüssig setzte Mathis sich auf eine Kiste, die neben ihm stand. Er überlegte, wie er Meister Bo sein Glück begreiflich machen konnte.

»Was tust du da?«, bellte Meister Bo, und Mathis schnellte so erschrocken hoch, als hätte er sich den Hintern verbrannt.

»Ich ... wollte mich auf die Kiste setzen.«

»Hier wird aber nicht gegessen! Such dir gefälligst 'nen anderen Ort.«

»Ich möchte nur ein bisschen zugucken, wenn ich darf, bitte.«

»Nein, darfst du nicht! Das hier ist nicht das Kasperletheater.«

Mathis sah auf seine Mütze und begann wieder, sie in den Händen zu kneten.

»Bitte«, sagte er noch einmal, weil das höflich war und ziemlich oft half.

»Hau ab!«

»Ich störe doch niemanden.«

»Wie solltest du auch, ist ja keiner da.«

»Zaubern Sie heute nicht?«

»Zaubern?«

»Mit der Maschine, die alles durchsichtig macht.« Mathis

deutete zum Vorhang. Beim Gedanken daran, was sich dahinter befand, wurde ihm heiß und kalt. Er hatte Lust, durch den Vorhang zu schlüpfen und die Maschine zu berühren. Doch stattdessen umklammerten seine Hände weiter die Mütze. Meister Bo verdrehte die Augen.

»Mit einer Maschine zaubert man nicht, Junge. Man bedient sie. Darum ist es ja schließlich eine Maschine. Oder glaubst du vielleicht, hinter jedem Kinematografen steht ein Zauberer, der Menschen aus Licht heraufbeschwört?« Er schnitt eine Grimasse und klimperte mit den Fingern in der Luft. Offenbar sah so für ihn ein Zauberer aus.

»Was ist ein Kinematograf?«

»Herr im Himmel!«

»Dann kann also jeder die Maschine bedienen?!«

Meister Bo betrachtete ihn eingehend. Er stemmte die Hände seitlich an den fülligen Bauch.

»Sie hat es dir ganz schön angetan, wie?«

»Sehr«, sagte Mathis ehrlich und wurde so rot, als sprächen sie über ein Mädchen. »Wie ist es möglich, dass sie ... Menschen durchsichtig macht?«

»Komplizierte Prozesse«, antwortete Meister Bo knapp, und daraus schloss Mathis, dass es etwas mit Elektrizität zu tun haben musste. Wenn es um Elektrizität ging, drückten die Erwachsenen sich immer sehr nebulös aus. In der Schule hatte er einmal Schläge mit dem Lineal bekommen, als er gefragt hatte, was genau denn der Unterschied zwischen Wechselstrom und Gleichstrom sei. Und er hatte fünfzehnmal den Satz schreiben müssen: »Ich will keine altklugen Fragen stellen.«

»Haben Sie ... den Apparat selbst gebaut?«, fragte er vorsichtig.

»Willst du mich verscheißern, Junge?«

»Nein!«

»So eine Maschine baut man doch nicht!«

Mathis war irritiert. Der Durchleuchtungsapparat konnte

kaum auf dem Feld gewachsen sein. Aber er fürchtete, dass er nahe daran war, wieder einmal altkluge Fragen zu stellen, und schwieg deshalb.

»Ich habe sie einem Hochstapler abgeknöpft«, sagte Meister Bo und tätschelte das Gerüst des Podests wie den Hals eines Pferds. »Da war ich gerade aus Sansibar heimgekehrt und habe versucht, den ehrwürdigen Namen zurückzuerlangen, den ich einmal unter den Schaustellern hatte.« Er ließ den Blick über die Dächer der Buden streifen, als läge besagtes Sansibar gleich dahinter. Und dabei reichte die Sicht von hier gerade mal bis zum Kirchturm auf dem Dorfplatz. »Aber in der Jahrmarktswelt kommt man nicht einfach so zurück und macht weiter, wo man aufgehört hat.«

»Warum nicht?«

»Warum nicht? Du stellst vielleicht Fragen, Junge! Weil die Welt sich dreht! Auf dem Jahrmarkt noch schneller als anderswo. Ihr junges Pack denkt vielleicht, es war schon immer alles so, wie es jetzt ist. Aber als ich in deinem Alter war, da gab es noch keine Glühlampen oder Kinematografen oder ... Luftschiffe! Und wenn du Pech hast, ha!, dann studierst du heute eine Nummer ein, und nächstes Jahr – pfffff – interessiert sich schon niemand mehr dafür. Jongleure! Damen ohne Unterleib! Wie viele hat man von denen mittlerweile wohl gesehen? Mehr wahrscheinlich als von Damen mit Unterleib! Hier auf dem Land mag so was noch ein paar Jährchen funktionieren, aber in der Stadt – da lockst du damit keine müde Maus mehr hinterm Ofen hervor. Kinematografen? Davon werden die Städter bald nichts mehr wissen wollen, wenn erst mal die ersten Kinematografenlokale eingerichtet sind. Dann will niemand mehr unter Zeltplanen kriechen und Filme auf Bettlaken angucken. Wer als Schausteller verdienen will, der muss solche Entwicklungen vorausahnen.« Er beugte sich vor und tippte sich verschwörerisch an die Riesennase. »Man muss wissen, wohin der Hase als Nächstes schießt.«

